Rosenkreuzer und Illuminaten.

Rosenkreuzer und Illuminaten.

Historischer Roman aus dem 18. Jahrhundert

von

Max Ring.

Vierter Theil.

Berlin, 1861.
Verlag von Otto Janke.

I.

In Paris.

Es blieb mir nichts übrig, als mich geduldig in mein Schicksal zu ergeben und unter militairischer Begleitung noch mit einigen Schicksalsgenossen die Reise nach Paris anzutreten. Je näher wir der Hauptstadt kamen, desto wilder und aufgeregter fanden wir die Stimmung der Bevölkerung. Die Revolution schien einem Vulkan zu gleichen, dessen Mittelpunkt Paris war; von dort ergoß sich der glühende Lavastrom durch ganz Frankreich, um so gewaltiger und feuriger, je näher dem Centrum. Auf unserem Wege fehlte es nicht an den drohenden Anzeichen eines neuen bevorstehenden Ausbruches; die politische Atmosphäre war mit düsteren, Unheil drohenden Wolken umzogen; eine drückende, gewitterschwere Schwüle lastete auf dem

ganzen Lande. Die uns begegnenden Menschen verhehlten nicht ihre Wuth und Verzweiflung über die leichten Siege der Verbündeten, die man allgemein dem Verrathe zuschrieb. Wir begegneten meist nur geballten Fäusten, funkelnden Augen und verfänglichen Reden. Da hieß es: man müsse ein Ende mit den Aristokraten, den inneren Feinden machen, die dem Aeußeren die Hände bieten; ein tüchtiger Aderlaß thäte Noth, um das Vaterland zu retten. Die drohenden Worte wurden gewöhnlich mit den entsprechenden Handbewegungen und Gesten begleitet, deren schrecklicher Sinn nicht zu mißdeuten war. Das Volk glich in der That einem Fieberkranken, der plötzlich von seinem Lager in wilden Phantasien auffährt, um sich in rasender Wuth auf seine Wärter zu stürzen, weder Andere, noch sich selber schonend und Alles zerreißend, was sich ihm in den Weg stellt.

Auf dem Wege sahen wir Schaaren von Freiwilligen, welche nach Paris eilten, um ihren Arm der Revolution, ihr Blut dem Vaterlande anzubieten. Aus dem Süden von Frankreich strömten die Marseiller herbei mit sonnenverbrannten Gesichtern und flammenden Augen, ihre Uniformen von dem weiten Marsche zerrissen und mit Staub bedeckt; auf den schwarzen Lockenköpfen die rothe Mütze mit grünem

Laub bekränzt, in den Händen die verschiedenartigsten Waffen unter wilden Gesängen schwingend. Wo sie durch ein Dorf oder eine Stadt zogen, strömte ihnen die Bevölkerung entgegen. Männer und Frauen, Greise und Kinder begrüßten sie und riefen ihnen zu: das Vaterland zu schützen und Rache an seinen Feinden zu nehmen. In Paris selbst herrschte, so viel ich beobachten konnte, eine dumpfe Stille wie vor dem Ausbruche eines mächtigen Sturmes. In den Straßen trieb sich das Volk zwar herum, aber seine ganze Haltung versprach nichts Gutes, hier und da tauchten die verdächtigen Gestalten einiger Sanscülotten auf, die Sturmvögel der Revolution, darunter Frauen von widerlich schamlosem Aussehn, Megären ähnlich; sie riefen unserem Wagen ihre Verwünschungen nach und es fehlte nicht viel, daß sie sich thätlich an uns vergriffen.

Wir wurden zunächst nach der Mairie gebracht, wo uns ein Beamter mit finsteren Mienen empfing; er saß, bis an den Zähnen bewaffnet, den Schleppsäbel an der Seite, die geladenen Pistolen im Gurt und eine dreifarbige Schärpe um den Leib geschlungen, an seinem Tisch. Ab und zu gingen und kamen andere Bewaffnete, die uns mit mißtrauischen, von Haß funkelnden Blicken betrachteten und sich, leise flüsternd,

unterhielten. Der dunkele Saal, die unheimlichen Männer, die ganze wüste, nach Tabak und Wein riechende Atmosphäre erfüllten uns zugleich mit Furcht und Ekel; wir glaubten in eine Räuberhöhle gerathen zu sein, nicht in das Büreau einer so hoch gestellten Behörde. Nach einem kurzen Verhör wurde ich mit meinen Schicksalsgefährten auf Befehl des Beamten nach einem der vielen Gefängnisse gebracht.

Die Kerker von Paris boten in jener Zeit ein eben so interessantes als sonderbares Schauspiel dar, sie waren überfüllt und bildeten eine Welt für sich. Die beste Gesellschaft war hier zu finden, Alles, was sich durch Adel, Reichthum, oder durch geistige Vorzüge auszeichnete, war ein Gegenstand des Verdachtes und darum eingesperrt. Eine verheimlichte Waffe, ein unbedachtes Wort, ein Brief an einen befreundeten Emigranten, ein noch so unschuldiges Abzeichen des Königthums genügten den öffentlichen Anklägern. Die Denunciation eines Feindes, eines bösen Nachbars, eines unzufriedenen Bedienten reichten hin, um den Betreffenden zu verhaften. Die Zahl der Gefangenen war so groß, daß die vorhandenen Räume sie nicht mehr beherbergen konnten, so daß die aufgehobenen Klöster, selbst die Krankenanstalten und Irrenhäuser zu diesem Zwecke benutzt werden mußten. Wie ich

erfuhr, wurden in der letzten Nacht auf Befehl des Justizministers Danton allein fünftausend Menschen festgenommen.

Der französische Leichtsinn fügte sich schnell in sein Schicksal, und die Gefangenen lebten so sorglos, als wenn ihnen keine Gefahr drohte, während das Beil des Henkers über ihren Häuptern fortwährend schwebte. Ich sah sie in den großen, gemeinschaftlichen Sälen meines Kerkers lachend auf- und niederwandeln wie früher in ihren vergoldeten Salons, scherzend und allerlei Muthwillen treibend. Hier spielten einige Hofleute und Damen Karten mit derselben Ruhe und dem Anstande, als ob sie in den Gemächern zu Versailles an der Partie der Königin betheiligt wären, dort las ein galanter Abbé einem Kreise von Schöngeistern und Witzlingen seine frivolen Reime vor, die ein lautes Gelächter erregten. In einer Ecke saß eine schöne Frau, umgeben von ihren Anbetern, die ihr den Hof machten, als ob es keine Guillotine gebe, welche den Lockenkopf der reizenden Coquette sammt ihren Verehrern morgen schon von dem üppigen Rumpfe trennen könnte. Dazwischen erblickte ich Scenen des innigsten Familienlebens, der rührendsten Zärtlichkeit: eine besorgte Mutter, welche neben ihrer unschuldigen Tochter niederkniete und ihr Kind dem

Schutze des Himmels empfahl; liebende Gatten, die sich gegenseitig Muth und Trost zusprachen; unschuldige Kinder zu den Füßen ihrer Eltern spielend. Nur selten bemerkte ich Scenen von Feigheit und Niedergeschlagenheit; die Kaltblütigkeit steigerte sich zuweilen bis zu einem verzweifelten Humor. Nicht selten fand ich eine Partie der Gesellschaft, damit beschäftigt, ihre bevorstehende Hinrichtung bildlich darzustellen, wobei ein Theil die Rolle des Verurtheilten, ein anderer die des Henkers übernahm und mit wirklich bewunderungswürdiger Treue durchführte. So fehlte es selbst hier nicht an Zerstreuung und Unterhaltung; ein neuer Beweis von der Elasticität des menschlichen Geistes und der Macht der Gewohnheit, die zuletzt auch die traurigsten Verhältnisse erträglich macht und selbst im Kerker und am Rande des Grabes ihre alte Gewalt über uns behauptet. Die Pariser Gefängnisse hatten ihre Freundschaften und Feindschaften, ihre Liebes-Abenteuer und Intriguen, ihre gute und schlechte Gesellschaft, ihre Vergnügungen und ihre Freuden, die höchste Wonne und das größte Leid, wenn auch auf einen kleineren Raum und auf einen engeren Kreis beschränkt, durch Schloß und Riegel von der großen Welt getrennt. Aber auch diese Abschließung war keineswegs eine hermetisch undurchdringliche, die Ge-

fangenen standen in einem fortwährenden Verkehr mit der Außenwelt. Oft erhielten sie den Besuch ihrer Verwandten und Freunde, treue Diener fanden Mittel und Wege, sich ihren alten Herren zu nähern, Briefe kamen und gingen, selbst die strengen Kerkermeister waren nicht ganz unempfänglich für die Berührungen des allmächtigen Goldes oder für die sanfteren Empfindungen des Mitleids.

Auf diese verschiedene Wege und durch allerlei derartige Kanäle drangen die neuesten Nachrichten mit bewundernswürdiger Schnelligkeit durch die dicksten Mauern, durch eiserne Thore und Thüren, der Riegel und Schlösser spottend. Ein Wort, ein geheimnißvolles Zeichen reichte ihn, um Furcht oder Hoffnung zu verbreiten. Mit telegraphischer Geschwindigkeit pflanzte sich die Kunde von den Vorgängen in der Hauptstadt von Mund zu Mund fort; sogar eine Zeitung fehlte nicht, welche, zwar nur in besonderen Charakteren für die Eingeweihten geschrieben, von Hand zu Hand ging und in geistreicher Weise die Maßregeln der Machthaber verspottete und geißelte, die Siege und Niederlagen der Parteien verkündigte und die Gefangenen von allem Wissenswerthen in Kenntniß setzte.

In diesen Kreis trat ich nun selbst, aber auch hier fand ich als Fremder und Ausländer mich mit Miß-

trauen empfangen, obwohl ich von demselben Schicksale betroffen war. Auch der Kerker hatte seine nationalen und gesellschaftlichen Vorurtheile. Die meisten der anwesenden Royalisten sahen in mir oder vielmehr in den Verbündeten, welche doch nur zu ihrer Hilfe gekommen waren, die Feinde ihres Vaterlandes, und waren empfindlich über die Niederlagen ihrer Landsleute und den Verlust des französischen Waffenruhms. Trotz der angeborenen Höflichkeit und Politur wußten sie ihren Widerwillen nur schlecht zu verhehlen, so daß ich statt der gehofften Freundlichkeit meist nur auf eine frostige Artigkeit stieß. Um so mehr fühlte ich mich zu einem deutschen Landsmanne hingezogen, den ich zufällig in der Menge entdeckte und trotz seines schroffen, keineswegs aufmunternden, oder entgegenkommenden Wesens bald sehr lieb gewann.

Seit mehreren Jahren lebte der Baron von Wallenberg als ein menschenscheuer Sonderling in Paris. Unglückliche Familienverhältnisse hatten ihn aus der Heimath vertrieben, deren Boden er nie betreten wollte. Er kannte nur den einen Wunsch: zu vergessen und vergessen zu werden; zu diesem Zwecke war er nach Frankreich gekommen, wo er mitten in dem Geräusch der Hauptstadt in tiefster Zurückgezogenheit ein einsiedlerisches Dasein führte, ungekannt und keinen

Menschen kennend. Trotzdem war auch er ein Gegenstand des Verdachtes geworden, indem sein adliger Name, sein großer Reichthum und vor Allem seine deutsche Abkunft ein hinlänglicher Grund zu seiner Verhaftung waren. Ein Handwerker, der für ihn gearbeitet und den er überreich dafür bezahlt, hatte ihn dem Revolutionstribunal als einen gefährlichen Spion angegeben, worauf er, trotz aller Beweise seiner Unschuld, festgenommen wurde. Er trug sein Schicksal mit der Ruhe eines Philosophen oder vielmehr eines Menschen, dem das Leben vollkommen gleichgiltig geworden.

Nach und nach gelang es meinen Bemühungen, ihm Zutraun für meine Person einzuflößen, so daß er seine gewöhnliche Zurückhaltung bis zu einem gewissen Punkte fahren ließ; er wurde mittheilender, obgleich er über seiue Vergangenheit ein tiefes Stillschweigen beobachtete; selbst sein damaliger Name, unter den ich ihn kennen lernte, war, wie ich später erfuhr, nur ein angenommener; ein Umstand, der allerdings dazu beitrug, seine Angelegenheit zu verschlimmern. Nie sprach er mit mir von seinen früheren Verhältnissen, nie entschlüpfte ihm im Laufe seiner Unterhaltung auch nur die geringste Unvorsichtigkeit, durch die er sich möglicher Weise hätte

verrathen können. Aber grade das Geheimnißvolle seiner ganzen Erscheinung interessirte mich für ihn auf das Lebhafteste, da ich gleich bei unserer ersten Begegnung ahnte, daß ich es mit einer bedeutenden Persönlichkeit zu thun hatte. Seine hohe Gestalt schien weniger von der Last der Jahre, als von einem schweren Leid gebeugt; dennoch erkannte ich an seiner ganzen Haltung den früheren Soldaten, gewohnt, sicher und fest aufzutreten und an der Spitze eines Regiments der Gefahr zu trotzen. Die hohe Stirn, von grauem, kurz geschnittenem Haar umgeben, die fein gebogene Adlernase, das bestimmte aristokratische Gepräge seiner scharfen Züge verkündigten einen unbeugsamen Charakter, dessen Härte aber durch den träumerischen Blick seiner Augen und die fast weiblich zarte Bildung seines fein geschnittenen Mundes gemildert wurden. Es lag ein entschiedener Widerspruch zwischen dem oberen und dem unteren Theile seines Gesichtes, der sich in seinem Geiste vollkommen wiederspiegelte. Der finstere Menschenhasser besaß das weiche Gemüth eines Kindes, das gefühlvolle Herz eines liebenden Weibes; erst das Schicksal hatte die eisige Rinde darüber gebreitet, aber darunter schlug es noch immer warm und lebendig.

Wenige Worte genügten, mir die Ueberzeugung zu verschaffen, daß ich es mit einem wirklich vornehmen

Manne von den besten gesellschaftlichen Formen und mit einer nicht gewöhnlichen Bildung begabt, zu thun hatte. Wer, wie ich, am Hofe längere Zeit gelebt, weiß nur zu gut, wie selten in diesen höheren Regionen der innere Kern der äußeren Schale entspricht; was hier vollkommen der Fall war. Darum fühlte ich mich zu dem Baron hingezogen, obgleich sein abstoßendes Wesen jede Annäherung von vornherein erschwerte. Ein Umstand war es jedoch vorzugsweise, der mich sogleich für den menschenfeidlichen Sonderling so sehr einnahm, daß ich jede seiner Launen gern ertrug. Als ich ihn nämlich zum ersten Male sah, hatte ich jene eigenthümliche Empfindung, welche uns zuweilen beim Anblick eines uns sonst gänzlich fremden Menschen überkommt, als müßten wir ihm schon früher und unter anderen Verhältnissen begegnet sein, obgleich wir von dem Gegentheil überzeugt sind. Dasselbe Gefühl haben wir auch beim Anschaun einer Gegend, von der wir bestimmt wissen, sie niemals erblickt zu haben, obgleich sie uns ebenfalls ganz bekannt erscheint. So glauben wir auch öfters ganze Situationen nur noch einmal wieder zu erleben, trotzdem wir uns vergebens bemühn und unser Gedächtniß anstrengen, das Vorbild derselben in der Vergangenheit aufzufinden. Solche psychologische Räthsel werden oft als Spuren eines

früheren Daseins der Seele, gleichsam als zurückgebliebene Erinnerungen vorangegangener Erlebnisse gedeutet und von dem frommen Glauben als Beweise ihrer Unsterblichkeit angenommen, während sie sich in den meisten Fällen auf andere natürliche und minder poetische Gründe, auf eine gewisse Aehnlichkeit, auf das Spiel einer lebhaften Phantasie, auf die Sympathie und Antipathie des Herzens zurückführen lassen. Wie es auch sein mochte, der erste Eindruck des Barons war ein solcher, daß ich mich unwillkürlich zu ihm hingezogen fühlte, als hätte ich in ihm einen alten Bekannten wiedergefunden; besonders war es der träumerische Blick seiner Augen und das feine Lächeln, das freilich nur selten, aber dann mit doppelt verführerischer Anmuth zum Vorschein kam, was mich jedes Mal zu dem Glauben verführte, daß ich ihm schon früher begegnet sein müßte. Wunderbarer Weise fiel mir jedes Mal, wenn ich ihn lächeln sah, das Bild der todten Serena ein, ohne daß ich mir Rechenschaft von diesem Zusammenhange zwischen dem düsteren Manne und dem holden Mädchen zu geben mußte.

Aus einigen flüchtigen Aeußerungen des Barons konnte ich annehmen, daß er dem allgemein verbreiteten Freimaurerorden angehörte, in den auch ich schon seit längerer Zeit aufgenommen war. Um mich

dessen zu vergewissern, machte ich die gebräulichen Zeichen, wodurch ich mich ihm als ein eingeweihter Bruder zu erkennen gab; er erwiderte dieselben, und ich glaube, wahrscheinlich diesem Umstande es verdankt zu haben, daß er seine anfängliche Zurückhaltung schwinden ließ und mir mehr Vertrauen zeigte. Er war ein eifriger Anhänger und Freund des Ordens, aber ein eben so erbitterter Feind aller Verirrungen desselben, zu denen er vor Allem die damalige Verbindung und Hinneigung der Freimaurerei zu einer überschwänglichen Mystik und kränklichem Pietismus rechnete.

„Der wahre Freimaurer“, sagte er im Laufe unseres Gespräches, „hat mit diesen Ausschweifungen einer kranken Zeit nichts zu schaffen. Sein einziges Ziel ist das Glück und das Heil seiner Mitmenschen, seine Religion ist die Liebe, seine Moral die treueste Pflichterfüllung. Das Geheimniß, womit er sich umgiebt, hat keinen andern Zweck, als die Unberufenen abzuhalten und im Verborgenen Gutes zu thun. Die Formen und Symbole haben einen tieferen Sinn; sie sind aber leider zur Hauptsache geworden und darum entartet. Falsche Brüder haben sich in den Orden eingeschlichen und ihn von seinem hohen Ziele abgelockt, für ihre eigenen, ehrgeizigen Zwecke benutzt;

denn es giebt nichts Heiliges, was nicht mißbraucht werden kann. So haben die Rosenkreuzer mit ihren trügerischen Vorspiegelungen unsägliches Unheil angestiftet; noch mehr aber die verkappten Jesuiten, welche unter allerlei Gestalten und Verkleidungen zu den Logen sich Zutritt zu verschaffen wußten, um ihn zu mißbrauchen und zu verderben. Sie sind die wahre Pest der Gesellschaft, die Feinde der Menschheit, die Gegner jedes Fortschrittes, die Störer des Friedens, das Gift der Familie."

Immermehr ereiferte sich der sonst so besonnene Mann, als er von den Jesuiten und ihrem Wirken sprach; so daß es mir klar wurde, daß alle seine Leiden aus dieser Quelle stammten. Plötzlich jedoch hielt er inne, als fürchtete er, sich selbst verrathen zu haben; zugleich gab er dem Gespräche mit vollendetem weltmännischen Geschick eine andere Wendung, indem er auf die gegenwärtigen Verhältnisse und auf die französische Revolution überging, die er mit bewunderungswürdiger Unparteilichkeit beurtheilte, nicht wie ein Mann, der jetzt unter ihrem Druck zu leiden hatte, sondern wie ein ruhiger, unbetheiligter Zuschauer der Begebenheiten und welterschütternden Ereignisse. Ich wurde nicht müde, seinen interessanten Auseinandersetzungen, seinem geistvollen Ideengange zu folgen, und

vergaß darüber die gefährliche Lage, in der wir uns befanden.

Dumpfe Gerüchte waren in das Gefängniß gedrungen von einem grausamen Mittel, um sich der royalistischen Gegner mit einem Schlage zu entledigen. Die Kerker füllten sich mit frischen Opfern, deren Berichte neuen Schrecken verbreiteten. Nach diesen Aussagen war in den revolutionairen Clubs öffentlich die Rede davon, die angefüllten Gefängnisse zu reinigen und keine Verräther zurückzulassen, während die Bevölkerung dem Feinde an der Grenze entgegeneilte. Man behauptete sogar, daß der Justizminister, der furchtbare Danton, eine Horde von bekannten Mördern gedungen, um die Hinrichtung der Gefangenen ohne Recht und Urtheil in Masse vorzunehmen, für welche die Hände des gewöhnlichen Scharfrichters nicht mehr ausreichten. Das düstere Aussehn der Gefangenwärter und Schließer schien diese Nachrichten zu bestätigen; sie waren einsilbiger als je, dennoch entschlüpfte ihnen zuweilen ein verdächtiges Wort, ein Zeichen des Mitleids wider ihren Willen; denn selbst diese harten Herzen schauderten vor der Größe des drohenden Verbrechens zurück. Die Unruhe und fieberhafte Aufregung der Stadt Paris hatte sich auch den Gefängnissen mitgetheilt; ihre Mauern hallten von dem dröhnenden

Trommelwirbel wieder, womit die bewaffneten Sectionen zusammengerufen wurden. Oefters als je hörte man das wilde „Ça ira“ und die berauschende „Marseillaise“ von den vorbeiziehenden Banden singen, unterbrochen von dem Wuthgeschrei des Volkes auf den Straßen und unter den Fenstern, woran wir, ängstlich lauschend, standen. Von Zeit zu Zeit wimmerte die Sturmglocke von den Thürmen das Sterbegeläut von tausend unschuldigen Schlachtopfern, erwidert von dem Geheul der Blut witternden Meute.

Von Stunde zu Stunde wuchs der Aufruhr und die Unheil verkündenden Zeichen. Unter solchen Umständen mußte es doppelt befremden, daß die gewöhnliche Mahlzeit der Gefangenen auf Befehl der Stadtbehörde um eine Stunde vorgerückt wurde. Jedermann fragte sich, was diese Veränderung zu bedeuten habe; man stellte die verschiedensten Gründe auf und erschöpfte sich in Muthmaßungen, indem die Einen hofften, die Anderen zitterten; Alle aber mehr oder minder aufgeregt wurden. Es war ein ängstliches, trauriges Mahl, für die Meisten das letzte in ihrem Leben; nur Wenige aßen, vom Hunger gezwungen, die Mehrzahl saß in banger Erwartung, den Blick auf den irdenen Teller gerichtet, bei dem leisesten Geräusch auffahrend. Das dumpfe Murmeln auf der Straße

wurde lauter und lauter, als näherte sich ein ungeheuerer Menschenschwarm dem Gefängnisse. Wir eilten an die vergitterten Fenster, welche eine schmale Aussicht gestatteten, aber bald wandte sich unser Blick schaudernd von dem entsetzlichen Schauspiele ab, das sich uns darbot.

Unten vor dem Thore des Kerkers hielten fünf zum Transporte bestimmte Wagen, auf denen ungefähr zwanzig bis dreißig abzuliefernde Gefangene saßen, darunter mehrere ehrwürdige greise Priester. Ihr Anblick hatte das gegen die Geistlichkeit am meisten erbitterte Volk zur rasenden Wuth gereizt; sie wurden mit wildem Geschrei begrüßt und angehalten.

„Das sind", rief man sich gegenseitig zu, „die Verräther, die Mitschuldigen Preußen's; sie werden uns erwürgen, wenn wir sie so lange leben lassen, um uns zu verrathen."

Diese Stimmung benutzten die gedungenen Mörder, die in dem Haufen gemischt waren, um das Signal zu dem beabsichtigten Blutvergießen zu geben. Eines dieser Ungeheuer stieg auf den Tritt des vordersten Wagens und tauchte die Klinge seines Säbels in den Körper eines unglücklichen Priesters, noch rauchend von dem Blute seines Opfers zog er sie zurück, um

sie dem Volke zu zeigen, das, noch seiner besseren Natur folgend, sich mit Entsetzen abwendete.

„Feiglinge!" rief der Mörder, „Ihr fürchtet Euch; man muß Euch an das Blut gewöhnen."

Und von Neuem warf er sich auf ein zweites und drittes Opfer, dem Einen die Brust durchbohrend, dem Andern die Stirn spaltend, in blinder Wuth nach dem Wagen hauend. Bald gesellten sich mehrere Mörder zu ihrem Spießgesellen, mit ihm wetteifernd im wilden Schlachten. Der berauschende Anblick des Blutes entflammte die tobende Menge und weckte die in ihr schlummernde Grausamkeit. Acht Leichen waren bereits dahingestreckt, als die Thore des Gefängnisses sich aufthaten, um die noch Lebenden aufzunehmen, welche sich in wilder Hast hineinstürzten, den Kerker als das Asyl ihrer Rettung begrüßend. Aber selbst an der Schwelle desselben fielen noch vier Unglückliche unter den Streichen der entmenschten Bande. Dieses grausame Vorspiel erfüllte die Herzen der Zuschauer mit Mitleid und Entsetzen; sie sahen darin nur das eigene Schicksal, welches ihrer einige Stunden später wartete.

Unterdeß hatte sich in einem Zimmer, das nach dem Hofe des Gefängnisses sich öffnete, ein furchtbares Tribunal gebildet. Dort saßen um einen rohen

Tisch, bedeckt mit Papieren, Schreibmaterialien, Registern, Weingläsern, Flaschen, Pfeifen, Pistolen und andern Waffen, zwölf Richter, aus der Hefe des Volkes in Eile zusammberufen. Ihre wilden Gestalten, die gerötheten Gesichter, die plumpen Fäuste verriethen ihre bisherige Beschäftigung und Lebensweise. Sie trugen rothe Mützen auf den struppigen Köpfen, mit dicken Nägeln beschlagene Schuhe an den Füßen, ihre Kleidung bestand meist in kurzen Jacken oder schmutzigen Blousen. Einige hatten es sich bequem gemacht und ihre Röcke abgelegt, die Aermel und das Hemde aufgestreift, unter dem die gebräunten, muskulösen, rauhen Arme hervortraten. Hier und da erblickte man auch ein feineres Gesicht mit intellectuellem Ausdruck, eine sorgfältig gekleidete Erscheinung, gleichsam die geistigen Leiter des rohen Körpers. Auf dem Präsidentenstuhle lehnte sich ein Mann, ganz in Grau gekleidet, den Säbel an der Seite, die Feder in der Hand, mit einer starren, wie versteinerten Physiognomie. Es war dies der ehemalige Thürsteher Maillard, das tödtliche Schlachtbeil in Danton's Hand, das Haupt der gedungenen Mörderbande, eines jener Ungeheuer, welche aus dem Schlamme der Revolution zuweilen aufsteigen, um die Welt mit Schrecken zu erfüllen. Er liebte das Blut; sein einzige Lust bestand

darin, Köpfe abzuschlagen, das Herz dem zuckenden Opfer aus der noch athmenden Brust zu reißen und dem Röcheln der Sterbenden zu lauschen. Dabei besaß er eine große Popularität; er war eine bekannte Persönlichkeit, bewundert von den zu Megären entarteten Frauen, geehrt von dem Volke, das in ihm den Vollstrecker seiner Rache sah.

Dieser Mann hatte von dem Justizminister Danton den Auftrag erhalten, die überfüllten Gefängnisse zu leeren und zu diesem Zwecke das geschilderte Tribunal zu bilden. Im Voraus wurde ihm die Liste der Gefangenen eingehändigt, die er verurtheilen, oder lossprechen sollte. Alles Uebrige war nur eine Form, wie sie zuweilen selbst das Verbrechen annimmt, um sich mit dem Schein der Gerechtigkeit zu umgeben. Auf einen Wink von Maillard wurden die Opfer von den Schließern vorgeführt, um den im Hofe bereits harrenden Mördern überliefert zu werden. Den Blutreigen dieser schauderhaften Metzeleien in den berüchtigten Septembertagen, durch welche die Revolution sich für immer geschändet hat, eröffneten fünfhundert Schweitzer, welche am 10. August der Volkswuth entgangen und jetzt der grausamsten Rache übergeben wurden.

„Ihr habt,“ brüllte der schreckliche Präsident, „das

Volk am 10. August getödtet; es verlangt Euere Bestrafung. Ihr sollt zu diesem Zwecke nach dem Gefängnisse La Force gebracht werden."

„Gnade, Gnade!" riefen die Unglücklichen.

„Es handelt sich ja nicht," entgegnete Maillard mit unheimlichem Lächeln, „um Eueren Tod. Ihr sollt nur in ein anderes Gefängniß gebracht werden, wo man Euch vielleicht begnadigen wird."

Aber die Schweitzer kannten das Schicksal, das sie erwartete; sie hatten das wüthende Geschrei der Mörder gehört, ihre Waffen blinken gesehn.

„Wozu uns täuschen!" sagten sie, „wir wissen, daß wir diesen Ort nur verlassen, um in den sicheren Tod zu gehn."

Der im Hofe befindlichen Schaar schien während dieser Verhandlungen die Zeit lang zu werden; ein riesiger Fleischergeselle stieß die Thür auf, durch die man die nach Blut lechzende Meute mit ihren Picken, Lanzen, Messern und Pistolen erblickte.

„Vorwärts!" rief der rohe Bursche. „Macht ein Ende mit dem Schwatzen, das Volk wird schon ungeduldig."

Aber diese tapferen Soldaten, welche in der Schlacht freudig ihr Leben wagten, schauderten vor dem wehrlosen Tode zurück, wie eine Lämmerschaar beim An-

blick der Schlachtbank; sie bildeten eine dichte Masse im Hintergrunde und stießen laute Wehklagen aus, indem sich Einer an den Andern festklammerte.

„Das muß ein Ende nehmen!“ schrie einer von den Richtern. Wir wollen doch sehn, wer der Erste sein wird.“

„Das bin ich!“ rief ein junger, muthiger Officier von hoher Gestalt und ruhig fester Haltung. „Ich will meinen Kameraden ein Beispiel geben! Zeigt mir die Thür! Wo geht es hinaus?“

Wie von unsichtbarer Hand geöffnet, that sich die Thür auf; er schwang seinen Hut, indem er von seinen Freunden Abschied nahm und überschritt die verhängnißvolle Schwelle. Seine Schönheit und sein männlicher Muth ergriff selbst die mordgewöhnte Schaar, die zu beiden Seiten ihm Platz machte und ihn ungefähr bis in die Mitte des Hofes kommen ließ. Bald aber erholte sich die Menge von ihrem Erstaunen; sie bildete um ihn einen Kreis von Picken, blanken Säbeln und Bajonneten, welche sich gegen ihn kehrten. Er that noch einige Schritte vorwärts, dann betrachtete er mit einem ruhigen Blicke seine Mörder, kreuzte die Arme auf der Brust und blieb einen Augenblick ruhig in dieser Stellung, als erwarte er den Todesstreich. Da er sah, daß Alles bereit war, stürzte er sich selbst, das Haupt voran, in die vorgehaltenen

Waffen und sank, von hundert Stichen durchbohrt, zu Boden. Fünfhundert seiner Kameraden folgten ihm, ihre Leichen bedeckten den Hof und mußten zu beiden Seiten aufgeschichtet werden, um andern Opfern Platz zu machen. Nur ihr Anführer fehlte noch, der tapfere Major Reding. Eine Kugel hatte ihm bei der Vertheidigung der Tuilerien am 10. August den Schenkel zerschmettert; er lag auf einem elenden Feldbette in einem verborgenen Winkel der Gefängnißkapelle, gepflegt von der allen Gefahren trotzenden Zärtlichkeit seiner Geliebten. Als barmherzige Schwester verkleidet, hatte sie sich Zutritt zu dem Kranken zu verschaffen gewußt, der bei der leisesten Bewegung des verwundeten Beines laute Seufzen ausstieß. Sie wachte Tag und Nacht mit rührender Sorgfalt an seinem Schmerzenslager, nachdem sie die Erlaubniß dazu mit Gold aufgewogen und die Schließer bestochen hatte. Viele Gefangene kannten sie und ihr Geheimniß, aber Jedermann ehrte ihre Treue und weibliche Hingebung. Jetzt zitterte sie für das Leben des theuren Mannes, den die Mörder vergessen zu haben schienen, ausruhend und sich stärkend zur neuen Blutarbeit. Seine Freunde wünschten ihm schon im Stillen Glück zu seiner Rettung, in den Augen der Geliebten glänzte ein Freudenstrahl.

Aber Maillard ließ die aufgehäuften Leichen zählen; man entdeckte, daß laut den Listen noch ein Schweitzer fehlte, man erinnerte sich des verwundeten Reding. Drei von den Mördern wurden ausgesendet, ihn zu suchen, ein Gefangnenwärter begleitete sie, mit der Fackel in der Hand ihnen voranleuchtend, da es bereits dämmerte. Sie riefen ihn, bei der Nennung seines Namens sank seine Geliebte in Ohnmacht, er aber richtete sich mühsam auf und bat seine Henker, ihn auf seinem Lager zu tödten, um ihm die Schmerzen des Transportes bei seinem gebrochenen Fuße zu ersparen. Die Unmenschen verspotteten ihn nur, rissen ihn aus seinem Bette und trugen ihn auf ihren Armen nach dem Hof. Auf dem Wege entpreßte ihm diese grausame Behandlung ein so lautes, furchtbares Geheul, daß die Mauern des Kerkers davon zitterten und einer der Peiniger noch so viel Mitleid fühlte, um mit einem raschen Messerschnitt durch die Kehle seine Stimme zu ersticken und seinen Qualen ein Ende zu machen.

Auf die Schweitzer folgte die Königliche Garde, die sich ebenfalls an dem Kampfe gegen das Volk im August betheiligt hatte und gefangen genommen worden war. Sie duldeten dasselbe Geschick, einzeln, Mann für Mann wurden sie dem wüthenden Haufen übergeben, der, von Wein und Blut berauscht, stets

nach neuen Opfern verlangte und sich an ihren Zuckungen weidete, indem er die Qualen des Todes mit raffinirter Grausamkeit zu verlängern suchte. Ueber diese Metzeleien war die Nacht hereingebrochen, ohne dem Schlachten ein Ende zu machen. Nur eine kurze Pause war jetzt eingetreten, welche ein weit schrecklicheres Schauspiel noch darbot, als das fortgesetzte Morden. Die Henker ruhten jetzt von ihrer Arbeit aus und überließen sich mitten unter den aufgehäuften Leichen ihrer thierischen Begierden. Eine Orgie wurde hier gefeiert, wie sie die Phantasie eines Teufels nicht höllischer denken und erfinden kann. Auf den noch zuckenden Körpern hatten sich die Mörder gelagert, unter rohen Scherzen und wieherndem Gelächter wanderte die Flasche im Kreise; die blutigen Hände griffen nach dem Glase; man schwelgte im Angesicht des grauenvollen Todes, man jauchzte und sang wilde, unzüchtige Lieder. Frauen und Kinder kamen dazu und brachten den Männern in Körben Speisen und Getränk, um sie bei ihrem schweren Tagewerk zu stärken, wie es sonst die Angehörigen des fleißigen Handwerkers zu thun gewohnt sind, wenn er von der mühseligen Arbeit rastet. Diese Weiber ohne Scham und Menschlichkeit umarmten und küßten die mit Blut befleckten Männer; sie tanzten mit ihnen nach dem Takt der

heulenden Carmagnole im wilden Taumel um den Leichenberg, beleuchtet von der rothen, unheimlichen Glut der angezündeten Fakeln und Feuerbränden bis zum frühen Morgen, wo sie ausruhten, um als Zuschauer auf schnell herbeigeschafften Bänken und Stühlen ein Parquet zu bilden, das bei den Streichen der Henker und dem Todesschrei der Unglücklichen laut aufjauchzte und mit schallenden Händen Beifall klatschte. Auch die Richter gönnten sich eine kurze Frist, um auszuruhn und ihr Abendbrod einzunehmen. Nachdem sich Maillard noch eine neue Pfeife angesteckt und angeraucht, schlief auch er ruhig und ohne Gewissensbisse auf seinem Präsidentenstuhle ein.

Nur die Gefangenen schliefen nicht; Furcht und Entsetzen verscheuchte den Schlummer von unseren Augen, vor denen fortwährend das blutige Schauspiel des Tages wie ein entsetzliches Gespenst schwebte. Die Meisten saßen oder standen ängstlich lauschend umher, ohne ihre Kleider abgelegt zu haben, bei dem geringsten Geräusch zuckten sie zusammen; denn jeder Laut konnte den Tod bringen.

Die Muthigsten kletterten von Zeit zu Zeit an dem Fenster empor, welches nach dem furchtbaren Hofe führte, um zu beobachten; sie lösten sich gegenseitig ab, denn kein noch so starker Geist vermochte

auf die Länge der Zeit das sich dort darbietende Schauspiel zu ertragen. Andere beteten und dachten an ihr Seelenheil, oder beschäftigten sich mit Abfassung ihres letzten Willens. Hier umarmte ein Vater weinend seine Kinder, dort nahm der Gatte zärtlichen Abschied von der Gattin, vergebens bemüht, ihr Trost einzusprechen und eine Ruhe zu heucheln, die er nicht empfand. Nur Wenige gaben sich einer trügerischen Hoffnung hin; denn Gnade war von den Mördern nicht zu erwarten, obgleich es nicht an Beispielen fehlte, daß einzelne Opfer noch im letzten Augenblick verschont und gerettet wurden, wenn sie zufällig einen Freund oder Beschützer fanden. Die Mehrzahl überließ sich einer dumpfen Verzweiflung, welche sogar zuweilen den Anschein der Kaltblütigkeit und des Muthes annahm. Man stritt sich über die Art und Weise herum, wie man den Todesstreich zu empfangen habe, um die möglich wenigsten Qualen auszustehn. Die Einen wollten mit dem Kopf voranstürzen, um auf einen Streich zu fallen, Andere hielten es für vortheilhafter, die offene Brust Preis zu geben, die Arme nach dem Rücken zu biegen und so das Herz frei zu lassen; noch Andere nahmen es sich vor, mit ihren Henkern zu kämpfen, ihren Lanzen auszuweichen, sie selbst anzugreifen, um so in der Hitze des Gefechtes und nicht

ohne Widerstand zu enden. Von der Theorie schritt man zu der Praxis, indem sich Einige bemühten, ihren Gegnern die Stellung vorzumachen, die sie für die zweckmäßigste zum Sterben hielten. Den römischen Gladiatoren ähnlich, übten sie sich vorher in der gräßlichen Kunst, den Todesstreich mit Anstand und mit Würde zu empfangen. Unter solch' schauervollen Vorbereitungen verging die dunkle Nacht, um einem nicht minder furchtbaren Morgen Platz zu machen.

II.

Die Septembertage.

Wahrscheinlich war es die mir noch innewohnende Jugendkraft, welche mitten in dem Schrecken meinen Muth aufrecht erhielt. Ich konnte den Gedanken des Todes nicht fassen, nicht glauben, daß auch ich schon zum Sterben bestimmt sei; ich hielt mich in meiner Eigenschaft als Kriegsgefangener für unverletzlich und gab mich deshalb der trügerischen Hoffnung hin, obwohl dieselbe von Stunde zu Stunde schwächer wurde. Aus diesem Grunde war ich auch im Stande, Alles zu beobachten und mir eine objective Theilnahme an den Vorgängen dieser Nacht und des folgenden Tages zu bewahren. Aus einer andern Quelle stammte die fast an Gleichgiltigkeit gränzende Resignation meines neuen Freundes, des Barons Wallenberg. Mit phi-

losophischer Ruhe schien er den Tod zu erwarten, der für ihn nichts Schreckliches mehr darbot, da er mit dem Leben vollkommen abgeschlossen hatte. Er benutzte die ihm noch gestattete Zeit zum Abfassen eines Briefes, den er mir mit der Bitte übergab, ihn im Falle, daß ich ihn überleben sollte, an seine Tochter zu besorgen.

„Es ist dies“, sagte er, „das einzige Band, das mich noch an die Erde fesselt, und ich gebe Ihnen kein geringes Zeichen meines Vertrauens, indem ich Ihnen diesen Auftrag ertheile. Ich besitze nur noch eine Tochter, die in Genf in einer mir befreundeten Familie erzogen wird. Ihr Schicksal liegt mir ganz allein am Herzen und bekümmert mich in dieser Stunde. Geben Sie mir das Versprechen, wenn Sie dem Tode, wie ich hoffe, entgehn, sie, aufzusuchen und ihr dieses Schreiben einzuhändigen. Sagen Sie ihr, daß sie mein letzter Gedanke war und daß Sie ihr den Segen eines sterbenden Vaters bringen. Wollen Sie das thun?“

„Gewiß“, bekräftigte ich, „wenn ich selbst am Leben bleibe.“

„Ich zweifle nicht daran, da selbst die Barbaren das Völkerrecht achten und Repressalien fürchten müssen. Sie werden nur Ihren Namen und Ihre Stellung zu nennen brauchen, um frei auszugehn.“

„Aber nur mit Ihnen. Ich habe mir fest vorgenommen, nur in Ihrer Begleitung das Gefängniß zu verlassen; ich werde Sie im Namen meines Königs als einen preußischen Unterthan reklamiren, Ihnen das Leben retten, oder mit Ihnen untergehn.“

„Welche Thorheit!“ entgegnete er mit melancholischer Resignation. „Was liegt an mir? Ich habe mit dem Leben nichts mehr zu schaffen und je früher der Tod mich findet, desto willkommener soll er mir sein.“

„Denken Sie an Ihre Tochter!“

„Sie wird den Schmerz besiegen lernen; denn sie kennt mich kaum. Seit Jahren hat sie mich nicht gesehn; es wird ihr daher nicht schwer fallen, mich zu vergessen. Vielleicht wird sie den todten Vater noch mehr lieben lernen als den lebenden, der ihr fast ein Fremder war. Wäre mein Dasein ihr oder irgend einem andern Menschen noch nützlich, so würde ich mich zu erhalten suchen. So bin ich der Welt und sie mir nur zur Last.“

„Dennoch will ich Sie retten und selbst gegen Ihren Willen; denn ich fühle, daß ich Ihr Freund bin, daß ich Sie in der kurzen Zeit unseres Beisammenseins lieben und schätzen gelernt habe wie keinen andern Menschen je zuvor.“

In der Brust des Barons kämpfte sichtbar sein Menschenhaß mit einer plötzlich hervorbrechenden Rührung; er wandte sich ab, um seine Thränen zu verbergen und um härter zu erscheinen, als er von Natur war. Zuletzt siegten die besseren Geister, mit einer unaussprechlichen Herzlichkeit stürzte er in meine Arme, indem er mich fest an sein edles Herz drückte.

„Sollte es wirklich", fragte er, noch immer zweifelnd, „eine reine, uneigennützige Freundschaft geben, die ich erst an der Schwelle des Todes finden muß."

„Stellen Sie mich," rief ich enthusiastisch, „auf jede Probe, ich hoffe sie zu bestehn!"

„Ich will Ihnen glauben; denn es ist ja so süß, an das Gute zu glauben, so entsetzlich, die Menschen alle für Teufel zu halten, wie sie die Hölle selbst nicht schrecklicher besitzen kann. Ich danke Ihnen für den Trost, daß ich noch einmal vor meinem Ende ein menschliches Wesen umarmen und an einem treuen Herzen ruhen darf."

Weinend lag der sonst so feste Mann an meinem Halse, unfähig, vor Erschütterung weiter zu sprechen. Auch ich war tief ergriffen und vermochte kein Wort mehr hervorzubringen. So standen wir eine Zeit lang schweigend, indem wir den heiligen Triumph der Freundschaft im Angesicht des Todes und seiner

Schrecken feierten. In solchen Augenblicken aber bewährt sich die unsterbliche Natur in uns; siegreich spottet sie des finsteren Grabes und an der Schwelle der Ewigkeit erhebt sie sich zu einer vorher nie gekannten Höhe. Wie in einer schwülen Gewitternacht alle Knospen aufspringen und um so herrlicher duften, so erschließen sich die Herzen, umlagert von Gefahren. Je dunkler der Himmel, desto heller glänzen die Sterne und die wildeste See wirft die schönsten Perlen aus. Das ist die heilige Macht des Unglücks, daß es mit gewaltiger Hand die Seele aus ihrem Schlummer rüttelt und an die Pforten des Tempels klopft, der jede Menschenbrust umschließt, bis die verschlossenen Thore aufspringen und der Gott in uns erwacht, tröstend, helfend, sich aufopfernd und zum Himmel aufsteigend, umgeben von den Engeln der Barmherzigkeit, des Mitleids und der Liebe, gekrönt von der Strahlenglorie des Märtyrers.

So verwandelte sich auch der dunkle Kerker in ein Heiligthum. Zwei unerschrockene Priester aber spendeten die Segnungen der Religion, indem sie die Gefangenen um sich zum letzten Gebet versammelten. Ein alter Tisch vertrat die Stelle des Altars, ein zerbrochenes Glas den geweihten Kelch; statt der Wachskerzen leuchteten die ersten Strahlen der eben aufgehenden

Sonne; dennoch hatte ich nie einem feierlicheren Gottesdienste beigewohnt. Die beiden Geistlichen waren nahe an achtzig Jahre; ihr Silberhaar, ihre Züge gebleicht vom Alter, eingefallen vom Fasten und Nachtwachen, verklärt von der Nähe des nahen Märtyrthums, verliehen ihren Worten und Bewegungen eine echt evangelische Heiligkeit. Ich glaubte, einer jener Versammlungen der ersten Christen in den Katakomben Rom's unter dem Beile ihrer Verfolger beizuwohnen, und empfand hier zum ersten Male die Erhabenheit der Religion, welche dem Tode trotzt und das Grab zur Pforte der Unsterblichkeit und ewigen Seligkeit umwandelt. Alle sanken auf die Kniee und selbst der Ungläubige faltete die Hände, die Gegenwart eines allmächtigen Gottes und seiner Vorsehung anerkennend. Freunde und Verwandten drückten sich gestärkt die Hände, unversöhnliche Feinde vergaben und umarmten sich; selbst das härteste Herz schmolz in Rührung hin, selbst das trockenste Auge füllte sich mit Thränen; Alle aber erhoben sich getröstet und gekräftigt, bereit, das Schwerste zu erdulden.

Kaum aber hatten die beiden Priester den Segen des Herrn über die ganze, dem Tode geweihte Gemeinde ausgesprochen, so wurden sie von dem Gefängnißwärter abgerufen, um Zeugniß für die Macht

des Glaubens abzulegen und ein Beispiel den Zurückgelassenen zu geben. Hand in Hand, die Augen zum Himmel gerichtet, mit heiteren Mienen empfingen sie den Todesstreich. Neue Opfer folgten ihnen mit dem gleichen Muth. Die Leichen und das Blut konnten nicht so schnell beseitigt werden, als die Mörder ihr Werk vollbrachten. Schon war der Boden des Gefängnißhofes so schlüpferig geworden, daß ihr eigener Fuß darauf ausglitt. Sie breiteten deshalb eine Schicht von Stroh darüber aus und bedeckten diese mit den Kleidern der Getödteten. Schon lichteten sich die Reihen der Gefangenen; der ursprüngliche Haufe schmolz zusammen und wurde dünner und dünner, aber die Henker wurden nicht müde und während ein Theil ausruhte, arbeitete der andere um so eifriger. Unabläßig tönte der schreckliche Namensruf der Schließer, das gräßliche Geschrei der Sterbenden, das wiehernde Gelächter und Jauchzen der entmenschten Zuschauer.

Aber auch in der Brust dieser Elenden war nicht alles Mitleid, nicht jedes menschliche Gefühl erstorben, wie ich zu meinem nicht geringen Trost bemerken konnte. Unter den Gefangenen befand sich auch Herr von Sombreuil, der frühere Gouverneur der Invaliden, der mit seiner Tochter verhaftet worden war. Das reizende Mädchen, welches mir durch seine

Schönheit und Zärtlichkeit für den unglücklichen Vater aufgefallen, erhielt die Erlaubniß, das Gefängniß zu verlassen; sie aber bat, bei dem Vater bleiben zu dürfen, indem sie den Kerker an seiner Seite der Freiheit ohne ihn vorzog. Ihr Wunsch wurde ihr gewährt, da ihre kindliche Liebe selbst die Härte der grausamsten Richter und Gefängnißwärter besiegte. Zitternd hörte sie jetzt ihren Vater vor das schreckliche Tribunal fordern und sein Urtheil sprechen. Die verhängnißvolle Pforte nach dem Hofe öffnete sich, die Bajonnete zielten schon auf seine Brust, da stürzte sich die Tochter mit ihm zugleich heraus, umklammerte ihn mit ihren zarten Armen, bedeckte den Greis mit ihren jugendlichen Gliedern, daß Beide nur einen Körper auszumachen schienen, und beschwor die Mörder, ihren Vater zu verschonen oder sie mit ihm zugleich zu durchbohren.

Ich sah mit Verwunderung, wie die Henker vor ihr zurückwichen, wie die rauhen Seelen beim Anblick ihrer Schönheit, ihres erhabenen Muthes, ihrer kindlichen Zärtlichkeit sich erweichten. Wie der Schutzengel ihres Vaters stand sie in der Mitte der grausamen Ungeheuer mit aufgelösten Haaren, gefalteten Händen und überirdisch glänzenden Augen, so daß selbst diese Unmenschen, wie von einer himmlischen Erscheinung getroffen, die Seelengröße des Mädchens anstaunten.

Aus der blutberauschten Schaar tönt der Ruf der Gnade, die Picken senkten sich, die Bajonnete schwankten in den mordgewöhnten Händen. Da trat ein furchtbarer Mensch an sie heran, in seiner Rechten hielt er ein Glas, gefüllt mit dem soeben vergossenen Blut eines Opfers.

„Trink'," herrschte er dem unerschrockenen Mädchen zu, „von diesem Aristokratenblut, nur um diesen Preis wollen wir Deinem Vater das Leben schenken."

Sie schauderte und wandte sich entsetzt von der grauenvollen Zumuthung ab; ihre Wangen erbleichten und ein furchtbarer Ekel drückte sich in ihren schönen Zügen aus, aber sie sah auf ihren Vater, nahm das Glas und netzte ihre Lippen.

Er war gerettet, mit einem Freudenschrei stürzte sie an seine Brust.

Die Mörder jauchzten ihr Beifall zu, mit ihren blutbefleckten Armen trugen sie Herrn von Sombreuil und seine Tochter im Triumph davon und vergossen Thränen der Rührung über so viel kindliche Liebe.

Wunderbare Räthsel der Natur und des menschlichen Herzens! In seinen Tiefen birgt es wie das Meer die gräßlichen Ungeheuer neben der reinen Perle, den schwarzen Schlamm neben der klaren Welle. Finstere Dämonen lauern in seinen Abgründen bei

den Engeln des Lichts; Himmel und Hölle umschließt der kleine Raum. Dieselben Menschen, welche sich vor wenig Augenblicken den schleußlichsten Grausamkeiten überlassen, die entsetzlichsten Unthaten verübt hatten, schmolzen jetzt in Mitleid und Bewunderung hin für die Jugend und den Muth des heroischen Mädchens und huldigten der Unschuld, Schönheit, allen edleren Gefühlen, allen guten Genien.

Kaum daß ich die Zeit hatte, solchen Betrachtungen nachzuhängen, als der Gefängnißwärter wieder eintrat und den Baron von Wallenberg aufforderte, ihm vor das Tribunal zu folgen; ich ließ mich nicht zurückhalten, mit ihm zu gehn. Der eisige Präsident Maillard maß uns Beide mit seinen kalten, vernichtenden Blicken.

„Ich habe“, sagte er, „nur Einen verlangt und nun kommen Zwei; um so besser, wir ersparen damit nur Zeit. Baron Wallenberg“, fuhr er fort, „Sie sind angeklagt, ein verstockter Aristokrat zu sein. Auch beschuldigt man Sie, gefährliche Aeußerungen über die Gefangennehmung Ludwig Capet's gethan zu haben. Wollen Sie das leugnen?“

„Ich bin ein Mensch“, entgegnete mein Freund unerschrocken, „und fühle darum Mitleid mit dem Unglück, gleichviel ob ich es auf dem Throne oder in einer Hütte antreffe. In diesem Sinne glaube ich wohl,

daß ich mich zu Gunsten des gefangenen Königs von Frankreich geäußert habe; einer andern Schuld bin ich mir nicht bewußt."

„Es giebt keinen König von Frankreich mehr!" rief der Fanatiker. „Das Volk ist der einzige Herrscher und in seinem Namen verurtheile ich Sie zum Tode."

„Der Baron von Wallenberg", unterbrach ich den Präsidenten, „ist preußischer Unterthan, so wie ich selbst. Ich mache Sie verantwortlich für sein Leben. Das geringste Leid, das ihm widerfährt, wird furchtbar an den Thätern gerächt werden."

„Wer sind Sie?" fragte Maillard mit einem verächtlichen Lächeln.

„Ein Unterthan Seiner Majestät des Königs von Preußen, Baron von Hohenheim."

„Und wie kommen Sie hierher?"

„Als Kriegsgefangener wurde ich nach Paris gebracht und ich hoffe, daß Sie das Völkerrecht in mir und meinem Freunde ehren werden."

„Sie sind kein Kriegsgefangener", antwortete Maillard, nachdem er in die vor ihm liegenden Papiere einen Blick gethan. „Man hat Sie in bürgerlicher Kleidung getroffen, folglich sind Sie ein Spion, der sich nicht auf das Völkerrecht berufen kann. Fort mit Beiden!"

Auf seinen Wink öffnete sich die Thür zu unserem Grabe; ich konnte noch immer nicht den Gedanken fassen, daß der nächste Augenblick auch der letzte meines Lebens sein sollte, und stand wie vom Blitz getroffen, keiner Bewegung, keiner Regung fähig.

„Muth!“ flüsterte mir Wallenberg zu, indem er mich umarmte. „Zeigen wir den Barbaren, daß wir Männer sind.“

Draußen heulte bereits die wilde Meute, ungeduldig über unser Zögern; ihre Bajonnete funkelten, ihre Lanzen starrten uns entgegen. Wie im Traume hörte ich das wüste Geschrei und ihr höllisches Gelächter über unsere vermeintliche Feigheit.

„Es sind Preußen“, rief eine heisere Stimme; „sie fürchten sich vor den Waffen Frankreich's.“

„Das soll Niemand von uns sagen“, entgegnete mein Freund. „Wir wollen Euch zeigen, daß die Preußen zu sterben wissen.“

Ich fühlte mich von seinen Armen fortgezogen, noch ein Schritt und wir waren verloren.

In diesem verhängnißvollen Augenblicke erschien eine Deputation des Nationalconvents, nicht um dem Morden Einhalt zu thun, sondern um die Mörder zu beloben und anzufeuern. So groß war die Verirrung, so hoch der politische Fanatismus gestiegen, daß Ver-

treter des Volkes und die obersten Behörden der Hauptstadt sich zu Mitschuldigen dieser Metzeleien machten, daß Männer von Ansehn und Würde das schändliche Treiben gut hießen. Ihr Eintritt verzögerte jedoch das uns bedrohende Schicksal, die bereits ausgestreckten Hände der Henker ließen von uns ab, um die beifälligen Stimmen der Deputirten zu hören, unter denen sich die bekannten Volksführer Manuel, Billaud-Varennes und andere Commissaire befanden. In einer Anwandlung von Scham gaben sie ihren Worten eine so zweideutige Färbung, daß sie mehr einer Aufmunterung als einem Vorwurf glichen, indem die Furcht selbst den besser Gesinnten den Mund verschloß und den vielleicht beabsichtigten Tadel in Schmeicheleien umwandelte, aus denen das Volk nur eine neue Aufforderung zum fortgesetzten Morden schöpfte.

„Brave Bürger!“ sagte Billaud-Varennes in dem Hofe des Gefängnisses, „Ihr habt das Vaterland von einer Zahl großer Verbrecher befreit; die Behörden sind in der größten Verlegenheit, Euere Dienste würdig zu belohnen. Ohne Zweifel gehört Euch die ganze Hinterlassenschaft dieser Bösewichter, von denen Ihr die Stadt gesäubert habt. Außerdem bin ich beauftragt, Jedem von Euch vierundzwanzig Livres anzubieten, welche Euch auf der Stelle ausgezahlt werden sollen.“

Ein lautes Jauchzen antwortete dieser schaudervollen Großmuth der Behörden, die in der That das Blutgeld den Mördern zahlte und in ihre Ausgaben stellte. Aus Dankbarkeit wollte die so belohnte Schaar unter den Augen der Deputation ihr Geschäft fortsetzen und um zu zeigen, daß sie den Sündenlohn auch wirklich verdiente, verlangte sie nach neuer Arbeit, zunächst aber nach unseren Köpfen. Unser letzter Augenblick schien gekommen zu sein.

Plötzlich traten aus der Deputation des National-Convents zwei Männer hervor, die mich und meinen Freund schon längere Zeit beobachtet hatten, mir selbst aber in dem Getümmel der Menge und bei der Nähe des Todes entgangen waren. Beide stürzten sich zu gleicher Zeit zwischen uns und unsere Henker, die bereits ihre blutigen Hände nach uns ausstreckten. Erst jetzt erkannte ich den Einen von ihnen trotz seines veränderten Aussehns und seiner sonderbaren Tracht. Es war mein früherer Lehrer Leuchsering, gegenwärtig Secretair des Nationalconvents und in der kurzen Zeit, die er seit seiner Flucht von Berlin in Paris zugebracht, einer der bekanntesten und populärsten Revolutionsfreunde.

„Halt!" rief er den Richtern und dem Volke zu. „Ich bürge für diesen Mann; er ist mein Freund!"

„Man hat ihn als Spion gefangen", entgegnete Maillard, eifersüchtig auf sein Ansehn als Präsident.

„Das kann nur ein Irrthum sein", bemerkte der trotz seiner Schwärmerei edle Leuchsering. „Ich kenne ihn besser; noch vor wenigen Monaten hat er mich mit eigener Gefahr aus den Händen der preußischen Polizei gerettet. Das kann nur ein Freund der Freiheit thun! Ich wäre ihrer nicht werth, wenn ich jetzt den Freund verleugnete, dem ich so viel schuldig bin!"

Zugleich schloß er mich in seine Arme, indem er wiederholt mich küßte und mit seinen aufrichtigen Freudenthränen benetzte. Ein derartiges Schauspiel war ganz im Geschmacke des theatralischsten Volkes von der Welt, man applaudirte, jauchzte und schrie mir Beifall zu, als wenn ich so eben eine Rolle trefflich gespielt hätte. Dieselben Mörder, die mich vor wenigen Minuten noch tödten wollten, drückten mir jetzt die Hände, und es fehlte nicht viel, daß sie auch mich im Triumphe davontrugen wie das schöne, muthige Fräulein von Sombreuil. Nur der eisige Maillard runzelte die Stirn und biß sich verdrießlich auf die Lippen, weil ihm wieder ein Opfer entgangen war.

„Gut!" sagte er finster. „Wenn der Secretair des Nationalconvents für die Unschuld des jungen Mannes mit seinem eigenen Kopfe bürgt, so mag er ihn mit

sich nehmen. Dafür halte ich mich an den Baron Wallenberg, der, wie es scheint, keinen solchen Vertheidiger findet."

„Nein!" rief ich entsetzt. „Ich gehe nicht ohne meinen Freund; ich habe geschworen, ihn nicht zu verlassen!"

„Ich aber", entgegnete dieser ruhig, „entbinde Sie Ihres Eides. Lassen Sie mich ruhig sterben; denn ich sehne mich nach dem Tode."

Ich ließ mich jedoch nicht zurückhalten und bestürmte abwechselnd den einflußreichen Leuchsering und die Richter mit meinen Bitten, indem ich fest erklärte, nicht ohne den Freund mein mir eben geschenktes Leben anzunehmen. Vergebens stellte mir mein Lehrer, vergebens Wallenberg selbst das Thörichte meines Verlangens war, ich blieb nur um so fester in meinem Entschlusse. Endlich trug meine Beharrlichkeit den Sieg davon, zu meiner Verwunderung war es der unerbittliche Maillard, der in einer plötzlichen Anwandlung von Großmuth, oder aus Eitelkeit, um zu zeigen, daß er Herr über Leben und Tod sei, den Verurtheilten rettete, indem er jetzt mit einem Male in dem Ankläger des Barons einen unzuverlässigen Menschen entdeckt zu haben vorgab. Auf seinen Wink war es uns gestattet, in Begleitung un-

seres Retters das Gefängniß zu verlassen. Hoch athmeten wir auf, als wir den Ort des Schreckens verließen, voll Mitleid für die unglücklich Zurückgebliebenen. Aber das Entsetzen verließ uns selbst dann noch nicht, als wir im Freien waren. Vor den Thoren des Kerkers lagerten ganze Banden von scheußlichen Männern und Frauen in Lumpen, wie ein Schwarm Raubvögel, von dem Geruche des Blutes angelockt; sie begleiten mit ihrem wüsten Geschrei die Leichenwagen, welche von Zeit zu Zeit aus dem Gefängniß rollten, um die Todten fortzuschaffen, weil es an Platz für neue Hinrichtungen gebrach. Langsam fuhren die grauenhaften Karren, ihren Weg mit einem Strom von Blut bezeichnend, hinter ihnen drein tanzte der entmenschte Schwarm in grotesken Sprüngen, die Marseillaise und andere wilde Lieder singend, in ihren Händen Stücke von Menschenfleisch schwingend und den Vorübergehenden zeigend, die sie dem Leichenwagen mit satanischer Grausamkeit entrissen hatten.

Schaudernd eilten wir vorwärts, Keiner von uns wagte das tiefe Stillschweigen zu brechen als fürchtete Jeder seine Gedanken und Gefühle zu verrathen, als wollten wir mit raschen Schritten der Erinnerung entgehn. Aber an jeder Ecke, auf jedem Platze begegneten wir neuen, furchtbaren Scenen. An dem Pont-au-

Change stießen wir auf einen Berg von Leichen, mehr als fünfhundert verstümmelte Körper waren hier aufgethürmt, um bei Gelegenheit in den Fluß geworfen zu werden. Rings herum bildete ein Trupp von Kindern einen Kreis und spielte mit den zerstückelten Gliedern; sie hatten kleine Lampen angesteckt und tanzten bei dieser gräßlichen Illumination die Carmagnole. Freudenfeuer wurden angezündet und wilde Gestalten schwangen brennende Pechfackeln, deren rothe Glut sich mit den silbernen Strahlen des aufgehenden Mondes zu einer furchtbar schönen Beleuchtung mischte, widergestrahlt von den Wellen des Stromes, auf dem hier und da ein Ertrunkener schwamm. Es war ein Bild, wie es gräßlicher kein Mensch ersinnen konnte. Gleich losgelassenen Dämonen der Hölle hüpften und und sprangen die Kinder zwischen den aufblitzenden Flämmchen und Scheiterhaufen, während die Sterne am Himmel mit kalten, fast verletzenden Glanz auf das entmenschte Schauspiel niedersahen, als wären sie gleichgiltig gegen das Elend der schwesterlichen Erde. Als wir im Verlaufe unseres Weges in die Nähe des Tempels kamen, wo die königliche Familie und der unglückliche Ludwig der Sechszehnte gefangen saßen, begegneten wir einer neuen Zusammenrottung. In der Mitte dieses Trupps ging ein junger Sansculotte

von scheußlichem Aussehn; er hielt in seinen Händen eine blutige Lanze, von deren Spitze das abgeschlagene Haupt des schönsten Weibes niederschaute. Selbst der grausame Tod vermochte nicht den wunderbaren Zauber der Schönheit und Unschuld zu zerstören. Wie ein Heiligenschein umfloß das goldene Lockenhaar den verstümmelten Kopf, ein unaussprechlicher Reiz sprach aus diesen edlen Zügen, die selbst ihren Mördern noch Verzeihung zuzulächeln schienen.

„Kennen Sie diese Frau?" fragte ich Leuchsering tief ergriffen.

„Es ist", entgegnete er tief erschüttert, „das Haupt der Prinzessin von Lamballe, die man vergebens zu retten suchte."

„Und was hat dieser Aufzug zu bedeuten?"

„Wahrscheinlich will man die Königin, deren Freundin die Prinzessin war, mit diesem grauenvollen Anblick erschrecken."

„Kommen Sie!" rief ich entschlossen, „wir wollen die Elenden daran zu hindern suchen."

Trotz seines Fanatismus vereinte Leuchsering sich mit mir, die tobende Schaar von ihrem Vorhaben abzubringen, welche den König und die Königin bereits gezwungen hatten, an dem Fenster des Kerkers zu erscheinen, um das blutige Haupt der theueren Freundin

zu sehen. Leuchsering stürzte sich auf den Lanzenträger, indem er, kraft seines Amtes und im Namen der Menschlichkeit, die Umstehenden beschwor, den entsetzlichen Anblick dem unglücklichen Dulderpaar zu ersparen. Es war zu spät, der König hatte bereits die schreckliche Trophäe erkannt, die herbeieilende Königin stieß einen lauten Schrei aus und sank ohnmächtig in die Arme ihres schaudernden Gatten.

Der wilde Schwarm zog im Triumph vorüber, Beide mit dem gleichen Schicksal bedrohend und rasende Verwünschungen ausstoßend. Von einigen Umstehenden erfuhren wir die näheren Umstände, wie die liebenswürdige Prinzessin, trotz aller Anstrengungen sie zu retten, muthig ihrem Tode entgegenging. Obgleich die Königin sie oft genug beschworen hatte, nicht nach Paris zu kommen, sondern auf dem Lande bei ihrem Schwiegervater sich verborgen zu halten, ließ sich die hochherzige Frau nicht hindern, jede Gefahr mit ihrer fürstlichen Freundin zu theilen. Je unglücklicher die Königin war, desto zärtlicher hing die Prinzessin ihr an, bereit, dasselbe Schicksal zu erdulden. Diese Freundschaft war ihr Verderben; sie wurde verhaftet und nach La Force gebracht, aber selbst im Gefängniß fand ihre Schönheit, Sittenreinheit und Anmuth Freunde und Bewunderer, selbst die

strengsten Richter fühlten Mitleid und Erbarmen mit der Herrlichen. Sie wurde nicht eher vor das schreckliche Tribunal gerufen, als bis die Volkswuth bereits erschöpft, die Lust am Morden sich schon abgestumpft hatte. Ihre Erscheinung glich einem Engel des Lichts, vor dem die finstern Mächte weichen; so stand sie vor den Richtern da, ein schwaches Weib und doch siegreich durch ihre Unschuld und den Zauber der edelsten Weiblichkeit.

„Schwören Sie", rief ihr der ebenfalls für sie gestimmte Maillard zu, „daß Sie die Freiheit und die Gleichheit lieben, den König und die Königin hassen!"

„Gern will ich", antwortete sie mild und doch so fest, „den ersten Theil des mir aufgelegten Eides leisten, aber was den Haß gegen den König und die Königin betrifft, so kann ich nicht schwören, da mein Herz sich gegen eine derartige Zumuthung sträubt."

„Schwören Sie Alles", flüsterte ihr ein mitleidiger Beisitzer zu. „Wenn Sie sich weigern, so müssen Sie sterben." Sie neigte das Haupt und schwieg. Die Richter nahmen diese Geste für ein zustimmendes Zeichen.

„Es ist gut", sagte der Präsident, „Sie können gehn. Wenn Sie aber auf die Straße treten, so rufen Sie laut: es lebe die Nation!"

Zwei Gehilfen ergriffen ihren Arm, um sie sicher hinauszubringen. Als sie aber über die Schwelle trat und die verstümmelten Leichen der Gemordeten erblickte, vergaß sie die ihr ertheilte Weisung, indem sie sich von ihren Gefühlen hinreißen ließ.

„Gott, wie entsetzlich!“ schrie sie mit allen Zeichen des Abscheu's.

Ihr Begleiter hielt ihr den Mund zu und führte sie über die Leichen fort. Der Anblick ihrer himmlischen Schönheit entwaffnete die mordgewohnten Schaaren, man ließ sie ungekränkt ihres Weges ziehn. Ungefähr in der Mitte der Straße begegnete ihr ein Scheusal; trunken von Blut und Wein, wollte er in einem Anfall roher Laune ihr mit der Spitze seiner Lanze die Haube abreißen, die ihr schönes, blondes Haar bedeckte; die Picke verfehlte jedoch ihr Ziel und verwundete die weiße Stirn der Prinzessin, so daß sie von ihrem Blut überströmt wurde. Die lauernden Mörder glaubten bei diesem Anblick, daß sie es mit einem verurtheilten und ihnen überlassenen Opfer zu thun hätten. Ehe die Begleiter sie hindern konnten, stürzten sie sich auf die Unglückliche, die unter ihren Streichen zu Boden sank.

Derselbe Bube, der sie zuerst getroffen, schnitt ihr das schöne Haupt von dem reizenden Körper und

pflanzte es auf seine Lanze, indem er seine Spieß-gesellen aufforderte, der im Temple eingeschlossenen Königin den Kopf der Freundin zu bringen.

Endlich erlangte Leuchsering, mit Gefahr seines eigenen Lebens, daß dem entsetzlichen Schauspiele ein Ende gemacht wurde; in seinen Bemühungen unterstützte ihn ein junger Mann, der unbeobachtet Schritt für Schritt dem Zuge gefolgt war. Mit schwerem Golde wog er die theuere Reliquie auf, die er von Schmutz und Blut zuvor reinigte und dann in ein mitgebrachtes Kästchen von Blei legte, nachdem er zuvor einen Kuß auf die bleichen Lippen gedrückt hatte. —

III.

Ein Wiedersehn.

Erschöpft langten wir endlich mit unserm Begleiter in seiner Wohnung an, die sich im dritten Stockwerk eines Hauses, in der rue St. Honoré befand. Leuchsering stellte uns hier seiner Frau vor, welche das mir von Berlin aus hinlänglich bekannte Fräulein von Bielefeld war. Beide hatten sich in Paris verheirathet, mit wilder Glut in die Arme der Revolution gestürzt und gehörten jetzt zu den wüthendsten Republikanern.

Noch eine neue und weit größere Ueberraschung stand mir bevor. Kaum daß ich mich in dem mit spartanischer Einfachheit ausgestatteten Zimmer umgesehen und auf einem Strohsessel Platz genommen, so stürmte ein junger Mann auf mich zu, der mich ohne alle Umstände umarmte.

„Franz!“ rief ich, von einer plötzlichen Ahnung ergriffen.

„So kennst Du mich noch“, entgegnete er freudig aufgeregt, „trotzdem Jahre seit unserer letzten Begegnung vergangen sind?“

Erst jetzt betrachtete ich den Jugendfreund genauer; es waren dieselben Züge, aber durch die Zeit gereift, fast möchte ich sagen verwittert, so daß er mir weit älter vorkam, als er wirklich war. Aus dem blühenden, lebensfreudigen Knaben war ein bleicher, schwermüthiger Mann geworden. Wilde Stürme mußten über seinen Scheitel dahingebraust und den kräftigen Stamm gebrochen haben, in seinen Augen loderte eine düstere Glut und ein unheimliches Lächeln zuckte krampfhaft um den noch immer schön geformten Mund. In seinem ganzen Wesen that sich eine fieberhafte Aufregung kund, eine krankhafte Erregtheit und Leidenschaftlichkeit. Langes, dunkles Haar umgab die hohe, finstere Stirn und hing in wirren Locken bis zu dem bloßen Halse nieder, wodurch sein zerstörtes Aussehn nur noch vermehrt wurde. Seine Kleidung war zwar fein, aber vernachlässigt, wie die eines Menschen, der zu sehr mit seinen Gedanken beschäftigt ist, um auf sich und die Aeußerlichkeiten des Lebens zu achten. Am meisten befremdete mich der

rauhe, heisere Ton seiner Stimme, die fast cynische Sprache und gewaltsamen Ausdrücke, deren er sich in der Unterhaltung bediente; dennoch brach von Zeit zu Zeit, wie ein Lichtstrahl aus dunklem Gewölke, seine ursprünglich schöne und ideale Natur aus dem geistigen Nebel hervor, der auf seiner Seele lastete. Er sprach viel von unserer gemeinschaftlichen Vergangenheit auf dem Gute meines Onkels, von unseren kindlichen Spielen und Träumen, wobei eine rührende Sehnsucht aus seinen Worten hervorleuchtete. Solange er von jenen unschuldigen Zeiten redete, schien ihn die bloße Erinnerung daran zu verjüngen, seine bleichen Wangen rötheten sich, seine düsteren Augen strahlten in dem Glanze der Jugend und ich glaubte den alten Freund in seiner früheren Schönheit und Liebenswürdigkeit wieder vor mir zu sehn und ganz so wiedergefunden zu haben, wie ich ihn verlassen; aber der nächste Augenblick zerstörte wieder meine Täuschung, in jähem Wechsel sprang er von der Vergangenheit auf die Gegenwart über, indem er sich gewaltsam von den unschuldigen Bildern seiner Kindheit losriß.

„Das ist vorbei", sagte er mit einem tiefen Seufzer, indem er sich mit der Hand über die bleiche Stirn fuhr. Ich bin erwacht und will von diesen

deutschen Träumen nichts wissen. Es ist eine Thorheit, eine Schwäche, immer wieder daran zu denken. Ich glaubte, mit meiner Vergangenheit bereits abgeschlossen zu haben, da kamst Du, und die alten Narben bluten von Neuem."

Da wir uns nicht allein befanden, so unterließ ich es, ihn nach dem Grunde seines tiefen Kummers zu fragen. Auch später gelang es mir nicht, ihn zum Sprechen zu bringen, indem er sich hartnäckig in ein räthselhaftes Schweigen über sein früheres Leben hüllte. Nur so viel ließ er mich wissen, daß er, wie so viele Deutsche, mit den heimischen Verhältnissen unzufrieden, in der französischen Revolution das Morgenroth einer neuen besseren Zeit erblickt und nach Paris gegangen war, um der Freiheit zu dienen. Hier war er immer tiefer in den Strudel der Ereignisse hineingerathen, hingerissen von seiner glühenden Phantasie und von einem geheimen Haß gegen alles Bestehende. In diesem wilden Rausche schien er eine Art Betäubung seiner Schmerzen, Vergessenheit seiner mir verborgenen Leiden gesucht, wenn auch nicht gefunden zu haben. Sein Talent, seine Beredsamkeit, der Zauber seiner fremden und bedeutenden Persönlichkeit hatten ihn schnell in den Clubs bekannt gemacht und ihm eine einflußreiche Stellung erworben. Er war der Freund

der gegenwärtigen Parteiführer und ebenso, wie Leuchsering, mit allen hervorragenden Männern der Revolution eng verbunden. Begeistert für die Grundsätze derselben, vertheidigte er selbst ihre Ausschweifungen und Irrthümer gegen mich, der ich soeben kaum ihren Mörderbanden entronnen und Zeuge ihrer entsetzlichen Schandthaten gewesen war.

„Was will dies Blut bedeuten", sagte der wiedergefundene Jugendfreund, „gegen die Ströme, welche der Despotismus der Könige, die Tyrannei der Fürsten und des Adels bisher vergossen hat? Zählt nur die Schlachtopfer eines Philipp's von Spanien, die Leichen der einen Bartholomäusnacht und dann klagt die Revolution an, wenn Ihr es noch wagt, weil sie einige Verräther strafte, um sich und die von Innen und Außen bedrohte Freiheit zu retten. Wollt Ihr einen Akt der Nothwehr zum Verbrechen stempeln? Die Natur stößt ohne Mitleid das brandige Glied ab, um den ganzen Körper zu erhalten, und wir sollten strafbar sein, wenn wir der weisen Lehrerin der Menschheit folgen? Ein Erdbeben verschlingt Tausende; der Sturm stürzt Unzählige in das feuchte Wellengrab, Wasser und Feuer vernichten das Leben und den Wohlstand ganzer Familien, und Ihr preist die gütige Vorsehung und seht in ihrem Wüthen die Hand des

großen Gottes; wenn aber das Unrecht von Jahrtausenden endlich gerochen wird, wenn die geknechtete Menschheit endlich ihre Fesseln abwirft und von ihren Drängern Rechenschaft für ihre unsäglichen Leiden fordert, dann verlangt Ihr, daß dies Alles in Ruhe und Ordnung geschehe, kein Tropfen Blut vergossen werden soll. Geht, geht; denn Ihr seid allesammt Heuchler und Pharisäer!"

„Wie, Franz", rief ich entsetzt, „Du vertheidigst den Mord, diese Metzeleien von tausend Unschuldigen? Ich erkenne Dich nicht wieder."

„Erkenne ich mich doch selbst nicht wieder", entgegnete er melancholisch. „Hinter mir liegt die Vergangenheit mit ihren Träumen und Wünschen. Die Gegenwart ist ein furchtbarer Abgrund, den wir mit Gefahr des eigenen Lebens überspringen müssen. Wir arbeiten für die Zukunft, für ein kommendes Geschlecht. Unser Schweiß und Blut muß den Acker der Freiheit düngen; aber aus den Ruinen wird ein neues Leben aufblühen. Was liegt daran, ob wir zu Grunde gehen, wenn nur die Menschheit triumphirt, und sie wird aus diesem blutigen Kampfe siegreich hervorgehen, das sagt mir die Vernunft. Die Grundsätze der Revolution werden sich über die Welt ausbreiten, die alten Vorurtheile stürzen, eine bessere Zeit herbei-

führen; sie sind unsterblich und ewig wie die Wahrheit selbst. Auch für Deutschland wird und muß die Stunde der Erlösung schlagen; denn kein Volk der Erde kann auf die Dauer sein Auge dem Lichte verschließen. Dann will auch ich in die freie Heimath wiederkehren und mich ihres Glückes freuen."

So schwärmte der Jugendfreund von der neuen Freiheit, für die er Alles opferte. Umsonst bemühte ich mich, seine Ansichten zu widerlegen; er war und blieb seiner Ueberzeugung unerschütterlich treu. In Verbindung mit meinem Lehrer und Retter Leuchsering suchte er mich sogar für seinen Glauben zu gewinnen. Beide wetteiferten miteinander, die Schäden und Schwächen des deutschen Vaterlandes und insbesondere der preußischen Zustände mir darzuthun; die Verwerflichkeit der Regierungen, die Knechtschaft des Volkes, die Erbärmlichkeit der Höflinge, die Tyrannei und Selbstüberhebung des Beamtenthums vor mir aufzudecken. Leider war ich nicht im Stande, sie so zu widerlegen, wie ich gern gewollt; ich mußte Ihnen in den meisten Dingen Recht geben, indem ich aus eigener Erfahrung die nur zu beklagenswerthen Uebelstände kannte und zugestehn mußte. Wie es aber häufig zu geschehen pflegt, fand auch ich an diesem Streit und Austausch unserer Meinungen ein gewisses

Vergnügen, obwohl es keiner Partei gelingen wollte, die andere vollkommen zu bekehren. Auch Baron Wallenberg nahm an diesen Gesprächen Theil und ich war nicht wenig erstaunt, selbst in ihm einen Anhänger der revolutionairen Grundsätze zu finden, trotzdem er doch alle Ursache hatte, sich über ihre Ausschweifungen zu beklagen und ich nicht einen Augenblick an seinem Patriotismus und seiner wahrhaft deutschen Gesinnung zweifeln konnte.

„Bin ich auch", sagte er im Laufe der Unterhaltung, „weit davon entfernt, die ausschweifenden Hoffnungen dieser Herren zu theilen, so glaube ich doch auch, daß die Revolution nicht spurlos an dem deutschen Vaterlande vorübergehn wird; ja, ich wünsche es als ein wahrer Patriot, daß unser Volk dadurch aus seinem tiefen Schlafe aufgerüttelt werde. Es bedarf von Zeit zu Zeit einer solchen gewaltsamen Erschütterung in dem Leben der Nationen, wie in der Natur. Wohl uns, wenn wir die Lehren benutzen dürfen und wollen, welche uns die Geschichte giebt, wenn wir die Früchte der Freiheit genießen können, ohne die blutige Saat ausgestreut zu haben! Der Brand in dem Hause des Nachbars soll uns aufmerksam machen und auf unsere Rettung bedacht sein lassen. Wer wollte leugnen, daß auch Deutsch-

land an denselben Uebeln leidet, wie das alte Frankreich, daß auch bei uns heillose Zustände eingerissen sind, daß auch wir, wenn auch nicht in demselben Grade, einer sittlichen Auflösung und Fäulniß entgegengehn? Wir sehen täglich Fürsten ihre Unterthanen gleich einer Heerde Schlachtvieh behandeln und an fremde Mächte das Blut ihrer Landeskinder verkaufen. Ein übermüthiger Adel pocht auf seine Vorrechte und Privilegien, sich selbst überhebend, meist ohne jegliches Verdienst und deshalb um so anmaßender. Wir besitzen ein Söldnerheer, zusammengesetzt aus dem Auswurf aller Länder, ohne Begeisterung, ohne Liebe für das gemeinschaftliche Vaterland, zusammengehalten durch die Furcht vor dem Stock und den grausamsten Strafen, angeführt von einem Officiercorps, das sich für bevorzugt hält und mit Verachtung auf alle übrige Stände niederblickt. Wir haben eine Reichsverfassung ohne Ansehn und Macht, einen Schattenkaiser an der Spitze, der nur auf seinen Vortheil und die Vergrößerung seines Hauses denkt, eine Anzahl größerer und kleinerer Herren, welche ebenso viele Tyrannen sind und sich mit einem Hofstaate umgeben, der die beste Kraft ihrer Länder und Ländchen verzehrt und von dem Schweiße des überall gleich gedrückten Landmannes lebt."

„Sie sind ein vortrefflicher Maler!“ rief Leuchsering dazwischen. „Vor meinen Augen steht das ganze Elend unseres Vaterlandes!“

„Wenn der Deutsche überhaupt noch ein Vaterland hat“, bemerkte Franz mit Bitterkeit. „Wir besitzen, wenn es hochkommt, eine Heimath und nicht mehr; wir sind die geborenen Kosmopoliten und unser Beruf ist es daher, das abgeschmackte Vorurtheil der Nationalitäten zu bekämpfen. Ich freue mich auf den Augenblick, wo wir aufhören werden ein Volk zu sein.“

„Da sei Gott davor!“ entgegnete der Baron ernst und würdevoll. „Deutschland wird und kann nicht untergehn, weil es das Gehirn Europa's, der geistige Mittelpunkt dieses Welttheils ist; es denkt und erfindet für alle übrigen Völker, und jede große Idee ist noch von ihm ausgegangen. Ehe Frankreich daran dachte, haben wir die größte Revolution vollbracht, hat Luther die Freiheit für ewige Zeiten begründet. Damals regte sich schon der politische Schwärmergeist, den der gewaltige Reformator in Anbetracht der Verhältnisse vielleicht zu schroff zurückwies. Unsere Bauernkriege sind nur ein Vorspiel der französischen Revolution, und die Führer derselben stellten dieselben Grundsätze auf, welche jetzt in Paris von der Rednerbühne als ein neues Evangelium uns verkündigt werden.

Ja ich gehe so weit, zu behaupten, daß das französische Volk nie die gegenwärtige Revolution gemacht hätte, wenn nicht seine Könige mit Gewalt den Protestantismus unterdrückt; denn die geistige und religiöse Freiheit bedingt auch die politische eines Volkes. Darum fürchte ich auch nicht, daß Deutschland in die blutigen Fußtapfen des Nachbars treten wird; es besitzt zu viel Selbstbeherrschung, zu viel Weisheit und Einsicht, um in dieselben Ausschweifungen zu verfallen. Wir bedürfen nicht der Revolutionen, sondern nur der Reformen, nicht des Umsturzes, sondern nur des Weiterbaues, seitdem Luther für ewige Zeiten den Grund der wahren Freiheit gelegt hat."

„Und wer bürgt Ihnen dafür", fragte Leuchsering, „daß der Geist eines Luthers noch im deutschen Volke lebt? Sehen Sie auf Preußen, wo ein Wöllner es gewagt hat, sein berüchtigtes Glaubensbekenntniß zu erlassen, wo der dumpfste Aberglaube, wie ich aus Erfahrung weiß, sich der Person des Königs bemächtigt hat und am Hofe herrscht, wo der verkappte Jesuitismus sein Spiel treibt und nur auf den Augenblick lauert, um ungescheut mit seinen nächtigen Plänen hervorzutreten."

„So viel ich weiß", antwortete der Baron, „geräth das verrufene Glaubensedict Wöllners immer

mehr in Vergessenheit, selbst seine Urheber wagen nicht, es zu vertheidigen und in seiner ganzen Strenge aufrecht zu erhalten. Eine neue Macht ist seit Kurzem in Preußen aufgestanden, die Macht der öffentlichen Meinung, eine Tochter der zunehmenden Bildung und Intelligenz. An ihr scheitern die ohnmächtigen Pläne des protestantischen und katholischen Jesuitismus, dessen Bedeutung und Macht ich keineswegs gering zu veranschlagen veranlaßt bin. All' seine Anstrengungen aber, die alte Nacht wieder heraufzubeschwören, scheitern an dem gesunden Sinne des Volkes, an den Fortschritten der Wissenschaft und Toleranz. Mag auch von Zeit zu Zeit der Aberglaube wieder sein Haupt erheben, ein heuchlerischer Pietismus selbst von den Gewalthabern beschützt und befördert werden, die Grundsätze der Reformation und der geistigen Freiheit haben zu tiefe Wurzeln in der Menge geschlagen, um jemals wieder ausgerottet zu werden. So lange es eine öffentliche Meinung in Preußen giebt, die sich nicht gewaltsam unterdrücken läßt, so lange wird auch der Staat Friedrich's des Großen seinem protestantischen Berufe treu bleiben und allen Verfinsterungsplänen widerstehn. Es wird die unverkennbaren Uebelstände seines bisherigen Systems durch weise Reformen zu beseitigen wissen und die Resultate der französischen

Bewegung annehmen, ohne sich mit ihren blutigen Thaten zu beflecken. Wohl möchte ich wünschen, daß dies bald und von freien Stücken geschehen möchte, ehe die harte Nothwendigkeit die Regierung zu einem solchen unabweisbaren Schritte zwingt."

Die Würde und die Ueberzeugung des Redners, seine vorurtheilslose Sprache, seine ganze imponirende Erscheinung machten auf alle Anwesende und besonders auch auf mich einen tiefen Eindruck. Selbst der leidenschaftliche Franz vergaß auf einen Augenblick seinen krankhaften Haß oder vielmehr seine Verachtung gegen das Vaterland und saß in sich gekehrt und nachdenklich mir gegenüber. Unter solchen Gesprächen war es späte Nacht geworden, ohne daß darum die Stadt ruhiger war. Auf den Straßen tobte und lärmte das aufgeregte Volk und neue Mörderschaaren zogen unter wüstem Schreien und wilden Gesängen nach den bisher noch verschont gebliebenen Gefängnissen, um ihr blutiges Werk fortzusetzen. Leuchsering bot uns deshalb seine Wohnung an, die jedoch so beschränkt war, daß sie höchstens einen Gast aufnehmen konnte. Ich ging daher mit Franz, der in einem entgegengesetzten Stadtviertel wohnte, während der Baron dort zurückblieb.

Schweigend schritten wir anfänglich nebeneinander

her, weil Keiner von uns nach so langer Abwesenheit das rechte Wort fand und uns eine gewisse gegenseitige Scheu zurückhielt, in den alten vertraulichen Ton der Jugendzeit zu verfallen. Wir fühlten wohl Beide, daß jetzt eine unausfüllbare Kluft uns trennte, und doch war die Macht der Erinnerung und der früheren Freundschaft noch immer groß genug, um uns trotz der Verschiedenheit unserer Lebenswege und Ansichten aneinander zu fesseln. So sehr auch Franz sich bemühte, seine tiefe Bewegung bei unserem Zusammentreffen hinter einer angenommenen philosophischen Gleichgiltigkeit zu verbergen, so war mir doch keineswegs seine innere Rührung entgangen. Ich selbst liebte ihn noch immer, und grade sein gegenwärtiger Zustand flößte mir ein erhöhtes Interesse für ihn ein, so daß ich beschloß, ihn um jeden Preis zu retten und wo möglich der alten Heimath zuzuführen. Vor allen Dingen suchte ich daher sein füheres Vertrauen zu gewinnen, indem ich ihn an die Scenen unserer Kindheit, an unsere gemeinschaftlichen Wanderungen durch Wald und Flur, an unsere Spiele mit der reizenden Constance mahnte. Bald indeß wurde ich gewahr, daß ich den richtigen Weg verfehlt und eine mißtönende Saite in seinem Innern berührt. Der Name meiner Cousine schien ihn unangenehm berührt zu haben;

ich fühlte, wie er an meiner Seite zusammenfuhr, als ich sie nur oberflächlich erwähnte.

„Du hast sie also wiedergesehn?" fragte er mit bebender Stimme.

Ich erzählte ihm meine Begegnung mit ihr in Wien, wobei ich ihm jedoch die näheren Umstände aus natürlichen Gründen verschwieg. Er hörte mich mit anscheinender Ruhe an, ohne durch einen ferneren Laut oder durch eine neue Bewegung seine Empfindungen zu verrathen, nur ein leiser Seufzer drängte sich wider Willen aus der gepreßten Brust.

Es trat eine tiefe, fast beängstigende Pause ein, da Franz hartnäckig schwieg.

Nur um die peinliche Stille zu unterbrechen, erzählte ich ihm von meinen bisherigen Erlebnissen, von meiner Liebe zu Serena und von ihrem frühen Tod.

„Ich kann Dich nicht beklagen", sagte er am Schlusse meines Berichtes. „Du darfst ohne Beschämung, ohne Reue an die todte Geliebte denken; sie hat Dich nicht verrathen und ihr Andenken lebt rein und unbefleckt in Deiner Brust. Dein Schicksal ist beneidenswerth."

„Franz!" erwiderte ich ergriffen, „Du suchst mir vergebens Deinen Kummer zu verbergen. Sei aufrichtig gegen Deinen Jugendfreund und verschweige

mir nicht länger, was Dich quält. Du liebst oder hast unglücklich geliebt."

„Thorheit!" lachte er bitter. „Die Zeit der Werther-Periode ist vorüber. Du siehst, daß ich mich nicht todtgeschossen habe. Pah! es giebt Weiber genug in der Welt, aber die Männer haben jetzt etwas Besseres zu thun, als der Geliebten zuzusehn, wenn sie für rotznasige Buben und Mädchen Butterbrode schmiert, oder in der Fliederlaube wollene Socken strickt. Ich glaube auch nicht, daß sich der arme Werther aus verschmähter Liebe das Leben genommen hat; er war unterleibskrank und dann konnte er es nicht ertragen, daß ihm die adlige Ressource in Wetzlar verschlossen blieb, weil er ein Bürgerlicher war. Der Narr! Er hätte nur noch einige Jahre warten sollen, dann hätte er die französische Revolution und vielleicht die Zeit erlebt, wo es auch in Deutschland keine adlige Ressource mehr geben wird. In Paris ist die stolzeste Herzogin jetzt froh, wenn ihr ein Bürgerlicher seinen ehrlichen Namen borgt, um sie vor dem Beil des Henkers zu beschützen. Wie Du mich hier siehst, kann ich täglich eine Prinzessin zur Geliebten haben, aber die Frauen reizen mich nicht. Ich kenne nur noch eine Göttin, die ich anbete; die Freiheit duldet keine Nebenbuhlerin und ihr habe ich mein Leben geweiht.

„Ich fürchte nur, daß auch diese neue Geliebte Dich täuschen und verrathen wird. Gestehe nur, daß ist nicht die Göttin, wie Du sie in Deinen Jugendträumen erblickt, als wir Beide uns von Schiller's Idealen noch begeistern ließen. Auch der große Dichter hat sich schaudernd von der entarteten Revolution abgewendet, deren Morgenröthe er freudig begrüßt hat."

„Was geht mich Euer Schiller an, der zum Weimar'schen Hofpoeten herabgesunken ist und seinen Räuber wie einen ungerathenen Sohn verstößt. Ich habe mit ihm nichts mehr zu schaffen. In Paris werden andere Dramen gedichtet und täglich vor meinen Augen aufgeführt. Hier sitzt die Weltgeschichte über die Philippe und ihre Alba's zu Gericht und schreibt mit ihrer blutigen Feder täglich die erhabensten Trauerspiele; hier bin ich selbst ein Dichter geworden und greife in die Räder des Weltgetriebes mit meiner Hand. In Euerem Deutschland wäre ich zeitlebens eine Null geblieben, wenn es hochgekommen, ein erbärmlicher Aktenschreiber, ein heuchlerischer Pfaffe, ein elender Bücherwurm geworden, hier bin ich ein Mann, der Alles werden und erlangen kann, heute Gesetzgeber, morgen Feldherr, der Retter einer Nation, der Beglücker eines Volkes."

„Ich habe dies Volk heute kennen gelernt", entgegnete ich traurig, „das vielköpfige Ungeheuer, welches Dich und Deinesgleichen nur erhebt, um Euch in den Koth zu stürzen, das seinen Idolen nur Altäre baut, um sie selbst darauf zu schlachten. Armer Freund! Du hast nur einen Herrn mit dem schlimmsten Despoten vertauscht und statt von einem Könige läßt Du Dich vom Pöbel beherrschen. Noch ist es Zeit, noch kannst Du umkehren. Ich biete Dir meine Hand dazu, da ich hinlänglichen Einfluß besitze, um Dir die ungestrafte Rückkehr in das Vaterland zu sichern. Sage nur ein Wort und ich will mich für Dich verwenden."

„Nimmermehr!" erwiderte Franz mit Heftigkeit. „Ich sollte nach Deutschland zurückkehren, wo die Dummheit mit der Bosheit sich in die Herrschaft theilt; wo das Volk einer Schaafheerde gleicht, die sich geduldig Jahr aus Jahr ein von den Hunden zausen, von dem Schäfer scheeren läßt, wo die Ohnmacht mit dem Namen der Gemüthlichkeit groß thut, und der Bürger die Schlafmütze tief über Ohren und Augen zieht, um nichts zu hören und zu sehn; wo der Kastengeist der alten indischen Heimath seit Jahrhunderten sich fortgeerbt und der Lump sich freut, daß es noch einen ärgeren Lumpen giebt, auf den er ungestraft spucken kann; wo die Kriecherei und Ser-

vilität zur zweiten Natur geworden und den Menschen angeboren ist; wo der Patriotismus als Verbrechen und jede freie Regung für Hochverrath gilt? Du selbst siehst die Wahrheit ein, besser noch als ich, Du kennst die geheimen Krebsschäden und empfindest gleich mir den tiefsten Ekel vor dem erbärmlichen Treiben, aber Du hast nicht den Muth, sie Dir einzugestehn, weil Du auch ein Deutscher bist."

„Und doch", antwortete ich verletzt, „wird dies von Dir geschmähte Deutschland der Revolution ein Ende machen und Frankreich vor sich selber retten. In einer Woche, vielleicht in vierzehn Tagen werden die Verbündeten in Paris ihren Einzug halten, die Herrschaft des Pöbels stürzen und den Thron wieder herstellen."

„Du irrst", entgegnete Franz mit verächtlichem Lächeln. „Das französische Heer kann vielleicht geschlagen, die Festungen erobert, selbst Paris eingenommen werden, aber die Revolution wird darum nicht minder siegen; denn die Revolution ist ein unsterblicher Gedanke, dem keine irdische Macht auf die Dauer zu widerstehen vermag; sie kämpft mit ihren unsichtbaren Waffen gegen die ganze Welt und eine Legion von Feinden. Vergebens sind alle Anstrengungen, sie zu unterdrücken, sie spottet der Verfolgungen und geht

aus jeder Niederlage im Triumph hervor. Was vermochte das große Rom gegen das schwache Christenthum, das seine Herrschaft auf den Trümmern einer Welt begründete? Die Ketten der Gläubigen fielen von ihnen ab, die Kerker öffneten sich von selbst, ihre Henker verwandelten sich in fromme Bekenner bei dem Anblick der heiligen Märtyrer, von ihnen auf dem Richtplatze noch bekehrt. So groß ist die Lebenskraft der wahren Idee, daß sie ihren eigenen Verirrungen noch widersteht und selbst durch ihre Ausschweifungen nicht vernichtet werden kann. Weder die Streitigkeiten der Concilien, noch die Laster und Gebrechen der Geistlichkeit haben das Christenthum in seiner Entwickelung aufhalten können und den innern Kern seiner Lehren bewährt. Derselbe Geist wird auch dieser Revolution zum Sieg verhelfen; sie kann nicht mehr untergehn, weil sie das neue Evangelium, oder vielmehr die Erfüllung einer alten Verheißung für die ganze Menschheit ist. Ließe sie auch Frankreich fallen, so würde sie ein anderes Volk aufnehmen und weiter führen; bliebe auch in Paris kein Stein auf dem andern, so würde sie ihr siegreiches Banner anderswo entfalten und müßte sie darum einen neuen Welttheil erst entdecken. Was kümmert uns das Blut, was sie vergossen hat und noch vergießen wird? Was

haben wir mit den Thränen zu thun, die sie entpreßt? Wir dürfen nicht zurückschaun auf die Leichen, mit denen sie den Abgrund zwischen der Vergangenheit und Zukunft ausfüllt. Wir können die Opfer bedauern, aber wir müssen über sie hinwegschreiten, und wäre es der eigene Bruder, der vor uns liegt. O, ich weiß es, der Geist ist grausam, der Gedanke einsam, die Wahrheit kalt und hart; sie haben weder Vater noch Mutter, keinen Bruder, keinen Freund; sie kennen keine Liebe und kein Vaterland, nur ein unabläßiges Ringen nach dem Einen Ziel, das erreicht werden muß, und sollte eine Welt darüber zu Grunde gehn."

Ich schauderte vor diesem Fanatismus, der aus den Worten des Freundes so gewaltsam hervorbrach, daß ich mich vor ihm entsetzte. Dennoch beneidete ich ihn fast um seine, wenn auch krankhafte Begeisterung, indem ich mehr als je die Nichtigkeit und Armuth meines eigenen Lebens neben solch' gedankenreichem Dasein tief empfand. Hatte er doch einen Glauben, eine Idee, an die er sich festhalten konnte, während ich in charakterloser Schwäche mich von den Wogen der Ereignisse hin- und hertreiben ließ, unfähig einen festen Entschluß zu fassen, ein Spielball in den Händen elender Intriguanten, ein Werkzeug in den Händen Anderer, ohne Ziel und Zweck. Hatte ich noch ein

Recht, Franz Vorwürfe zu machen und war er nicht, selbst wenn er noch so sehr irrte, weit edler und besser als ich in meinem erbärmlichen Egoismus, nur darauf bedacht, mir eine glänzende Existenz zu sichern, selbst auf die Gefahr hin, mir und Anderen ein Gegenstand der wohlverdienten Verachtung zu werden? Diese sich mir aufdrängende Betrachtung verurtheilte mich zum Stillschweigen, so daß Franz daraus den voreiligen Schluß zog, mich für seine Ansichten gewonnen, oder wenigstens meine bisherigen Ueberzeugungen erschüttert zu haben.

„Wohlan!" rief er mir in diesem Glauben zu, „Du wolltest mich retten und hast mir Deiner Unterstützung angeboten. Ich will es Dir nie vergessen und Deiner Freundschaft vergelten; dafür möchte ich Dich unter meinem Schutz in das gelobte Land der Freiheit führen. Leuchsering und ich besitzen hinlängliches Ansehn in Paris, um Dir überall eine günstige Aufnahme zu verschaffen, Dich in unsern Club einzuführen und den einflußreichsten Männern zu empfehlen. Du wirst Alles prüfen und den Unterschied zwischen einem Könige und dem Volke, zwischen Knechten und freien Leuten kennen lernen. Dann kannst Du Dich nach reiflicher Ueberlegung entscheiden, ob Du frei bleiben und zu uns gehören, oder wieder in Dein

goldenes Joch zurückkehren willst. Ohnehin wird es noch einige Tage dauern, ehe die Behörden über Dein ferneres Schicksal entscheiden und Deine Auswechselung mit einem entsprechenden französischen Kriegsgefangenen bewirkt wird. So lange sollst Du mein Gast bleiben und unter meinem Dache leben. Ich werde mich für Dich verbürgen, wenn Du mir Dein Ehrenwort giebst, Dich nicht ohne Erlaubniß aus Paris zu entfernen."

Ich erklärte mich mit seinen Anordnungen vollkommen einverstanden, indem ich meine baldige Auswechselung keinen Augenblick bezweifelte. Endlich langten wir in die ebenfalls höchst bescheidene Wohnung des Freundes an, wo ich mich erschöpft auf das mir angewiesene Lager warf, ohne jedoch die gewünschte Ruhe sogleich zu finden, förtwährend beschäftigt von den Begebenheiten und Eindrücken eines solchen Tages.

IV.

Ein Besuch bei Robespierre.

So blieb ich denn noch einige Zeit in Paris als der Gast meines Jugendfreundes, wir lernten uns gleichsam jetzt zum zweiten Male kennen, ohne uns darum minder zu lieben. Allmälig fanden wir das nöthige Verständniß und auch die gegenseitige Duldung für unsere verschiedenen Lebensanschauungen; ich begleitete Franz auf seinen Wunsch in die Clubs und in alle Gesellschaften, denen er als einer der eifrigsten Demokraten angehörte. Mit ihm wohnte ich den Sitzungen des Nationalconvents bei, mit dessen berühmteste Mitglieder er mich nach und nach bekannt machte. Nicht ohne Bewunderung sah und hörte ich hier die großen Redner der Gironde, den hinreißenden Vergaiaud, den scharfen Buzot, den tiefsinnigen Gensonne,

den feurigen Barbaroux, all' diese edlen Schwärmer, welche den Traum einer reinen, idealen Republik mir ihrem Leben später büßten. Ich war ein Zeuge ihrer rührenden Anstrengungen, die Revolution von ihren blutigen Wegen abzulenken und auf den Pfad der Ordnung, der Sicherheit und Gerechtigkeit zu führen.

Vergebliche Bemühung dieser Märtyrer des Gedankens!

Auch ihre Gegner auf der Rednerbühne und in den Clubs wußten mich zu interessiren, der genial lasterhafte Danton mit der Stimme eines Löwen, der scheußliche Marat in seinem ungeheueren Cynismus, dieser grausam lyrische Robespierre und sein Freund St. Just mit den Zügen eines Apostels und dem Herzen eines Tigers. Mit einer Mischung von Abscheu und Bewunderung wohnte ich den stürmischen Sitzungen der Nationalversammlung und der Jakobiner bei, indem ich, trotz meiner Vorurtheile, diesen selbst in ihren Verirrungen und Ausschweifungen noch immer großen Männern meine Anerkennung nicht versagen konnte. Unwillkürlich erweiterte sich mein Gesichtskreis, eine Welt von neuen Gedanken wurde in mir angeregt und ich konnte in dieser berauschenden Atmosphäre nicht einen Tag leben, ohne ihren gewaltigen

Einfluß zu erfahren. Ich sah mich genöthigt, Vergleichungen zwischen den französischen und unseren eigenen Verhältnissen anzustellen, die der Revolution zu Grunde liegenden Wahrheiten zu prüfen und zum Theil auch zuzugeben. Weit entfernt, wie Franz noch immer von mir hoffte, die Partei derselben zu ergreifen, lernte ich sie doch von einem andern Gesichtspunkte beurtheilen, als dies meine frühere Beschränktheit sonst zugelassen. Ich mußte mir und meinem Freunde zugestehn, daß hier ein großes, neues Leben sich entwickelte, während Deutschland noch in einem politischen und socialen Todesschlafe lag, höchstens mit, dem eigentlichen Volke fremden, literarischen Interessen beschäftigt. Die großen Fragen der Menschheit wurden hier täglich vor meinen Augen und Ohren öffentlich verhandelt, die bürgerliche Gesellschaft gleichsam von Grund aus aufgebaut, auf den Trümmern einer alten Welt eine neue errichtet.

Es war ein Schauspiel, wie es zum zweiten Male kaum in der Geschichte wiederkehren dürfte. Alle Kräfte wurden auf das Höchste angespannt, die Geister befanden sich in einer fieberhaften Aufregung und nahmen, wie dies in solchen Krankheiten zu geschehen pflegt, einen nie zuvor gekannten Aufschwung. Das Ungeheuerste schien alltäglich, das Erhabenste ge-

wöhnlich; die entfesselten Leidenschaften zerbrachen jede Schranke und standen nun in ihrer ursprünglichen Wildheit und Größe da, gleich geistigen Naturgewalten, bald schaffend, bald zerstörend wie das brausende Meer, der tobende Sturm und die entfesselte Gewalt des Feuers. Aus den Menschen wurden Titanen, welche den Himmel zu stürmen und die Erde aus ihren Angeln zu heben sich vermaßen. Gewaltsam wollten sie die verschlossenen Pforten des Paradieses sprengen und die goldene Zeit der Menschheit wiederbringen. Wie von einem göttlichen Wahnsinn erfaßt, raste und schwärmte das ganze Volk für die Freiheit, deren Altäre es abwechselnd mit den schönsten Blumen kränzte, mit dem unschuldigsten Blut befleckte, indem es sie so am besten zu verehren glaubte. Das Volk wollte den ewigen Frieden und schuf den ewigen Krieg, die Freiheit und wurde mehr Sclave als je, die Brüderlichkeit und zerfleischte sich grausamer wie die wilden Thiere. Ein Gott hatte wie bei dem Thurmbau zu Babel seine Gedanken verwirrt, weil er sich vor diesen Sterblichen fürchtete, die seinen Himmel auf die Erde pflanzen und ihn entbehrlich machen wollten.

In diesem Augenblicke von innern Parteiungen zerrissen, von äußeren Feinden an den Grenzen bedroht,

zeigte sich die so von allen Seiten angegriffene Revolution in ihrer ganzen Größe. Wie der verwundete Löwe richtete sie sich auf, der Schrecken ging vor ihr her und lähmte ihre Gegner. Mit der Gefahr wuchs ihre Kraft und ihr Muth, sie sandte ihre Kinder gegen die Heere der Verbündeten, in die ungewohnte Hand drückte sie das Schwert und befahl ihnen zu kämpfen und zu sterben, während sie sich selbst stark genug fühlte, das begonnene Werk zu vollenden, fest entschlossen, sich selbst und ihren Gedanken bis zum letzten Athemzuge zu vertheidigen. Auf die Drohung der Könige antwortete sie mit der feierlichen Erklärung der Republik, bereit das blutige Haupt Ludwig's des Sechszehnten ihnen entgegenzuschleudern, um jede Versöhnung unmöglich zu machen.

Unmöglich konnte ich der Zeuge ähnlicher Scenen sein, ohne eine gewisse Achtung mehr vor dem Principe als vor den Menschen zu empfinden, wenn ich auch die gebrachten Opfer beklagte und vor dem vergossenen Blute schauderte. Wenn ich hierüber mein Entsetzen zu erkennen gab, suchte mich Franz zu beschwichtigen und von der Nothwendigkeit zu überzeugen. Er selbst war einer der eifrigsten Jakobiner, der Bewunderer Robespierre's, welcher zu jener Zeit bereits eine bedeutende Rolle spielte und als der künftige Dictator

oder Präsident der neuen Republik bezeichnet wurde. Mein Freund sowohl, wie auch Leuchsering wurden nicht müde, mir die Tugend und das Talent dieses Messias der Freiheit, wie sie ihn mir nannten, anzupreisen, so daß ich in der That begierig wurde, ihn persönlich kennen zu lernen. Ich sah ihn nicht nur in dem Jakobinerklub, den er vollkommen beherrschte, sondern auch in seinem Hause, wo ich ihm in Begleitung Franz' einen Besuch abstattete. Robespierre wohnte bei dem Tischler Duplay, mit dessen Familie er sehr vertraut war. Wir gelangten über einen kleinen Hof, mit Holz und Brettern angefüllt, zu dem Zimmer des berühmten Volksmannes, welcher damals schon ein fast fürstliches Ansehn genoß. Ein junges Mädchen, die Tochter seines Wirthes und seine Braut, empfing uns an der Thüre, um uns zu melden; sie war nicht schön, aber ihr sanftes Gesicht verrieth neben Herzensgüte einen festen Charakter, so daß ihr Geliebter mit Recht von ihr sagen durfte: „sie besitzt eine männliche Seele und wird zu sterben wissen, wie sie zu leben weiß.“ Trotz seiner Stellung war er nicht reich genug, eine Frau zu ernähren, weshalb er noch immer zögerte, der Verlobten sich zu vermählen; er hatte, wie er öfters äußerte, nur den einen Wunsch, sobald die Revolution siegreich beendet, seine Geliebte zu

heirathen und sich mit ihr in seine Vaterstadt zurückzuziehn, wo er ein kleines Familiengut von seinen Eltern geerbt hatte; dort wollte er an der Seite einer Frau das Feld bebauen und im Vorborgenen leben.

Wir wurden von Eleonore Duplay in die Wohnstube Robespierre's geführt, die durch ihre große Einfachheit und Sauberkeit sich auszeichnete, so daß sich das Walten einer zärtlichen weiblichen Hand nicht verkennen ließ. Ein Bett von Nußbaumholz mit einer geblümten Decke, ein Tisch und vier geflochtene Rohrstühle war Alles, was ich von Möbeln darin entdecken konnte. Seine Bücher und Papiere lagen in einem offenen Wandschränkchen von gemeinem Fichtentenholz. Bei unserem Eintritt erhob sich Robespierre und legte das Buch aus den Händen, worin er eben gelesen hatte; es war, wie ich im Verlaufe des Gesprächs von ihm erfuhr, Rousseau's Contrat social, sein Evangelium, das er zu verwirklichen als Aufgabe seines Lebens betrachtete. Seine Züge verriethen weder Grausamkeit noch Menschenfeindlichkeit, sie trugen den Stempel des angestrengten Nachdenkens und obgleich gewöhnlich ernst, sah ich ihn doch einige Male freundlich lächeln und selbst herzlich über die Bemerkungen unseres gemeinschaftlichen Freundes lachen.

In seiner Haltung und Kleidung gab sich eine gewisse Sogfalt kund, das sichtbare Bestreben, einen würdigen Eindruck auf die Anwesenden zu machen. Er verschmähte, es wie Marat und Danton, in seinem Aeußeren den ihnen beiwohnenden Cynismus zur Schau zu tragen; selbst in seinem Hause ging er mit auffallender, fast pedantischer Sauberkeit, die langen Haare gepudert und frisirt, mit zurückgestrichenen Lockenflügeln um die Schläfen. Auf seinem blauen Leibrock mit blanken Knöpfen lag kein Stäubchen; derselbe ließ die Brust vorn offen und das schneeweiße Vorhemde mit hervorragender Krause sehn. Gelbe Beinkleider, die bis zu den Knieen reichten, schwarze Seidenstrümpfe und Schuhe mit silbernen Schnallen vollendeten den gewählten Anzug, aus dem vielleicht ein Menschenkenner eine bis zur Selbstvergötterung gesteigerte Eitelkeit gefolgert hätte. Fast ebenso gewählt wie seine Kleidung war seine Unterhaltung; man bemerkte sogleich, daß er sich die größte Mühe gab, schön zu sprechen, weshalb er auch jeden einigermaßen gewöhnlichen Ausdruck vermied.

Nachdem mich Franz dem berühmten Volksführer vorgestellt nd dieser mich begrüßt hatte, lud er uns zum Sitzen ein. Zu seinen Füßen kauerte eine große Dogge, die von Zeit zu Zeit uns mißtrauische Blicke

zuwarf und uns knurrend die Zähne wies. Der kolossale Hund, Robespierre's Liebling und in dem ganzen Quartier unter dem Namen „Brount" bekannt, erschien mir als das Symbol des Volkes, bereit auf einen Wink seines Herrn sich auf Jeden zu stürzen, wenn er ihm winkte. Wie natürlich, drehte sich die ganze Unterhaltung um die Revolution und ihre Grundsätze, als deren Verkörperung mir Robespierre erschien. Ich glaubte keinen Menschen, sondern ein System zu hören, so ruhig, kalt und logisch entwickelte der berühmte Volkstribun seine Ansichten mit sanfter, wenn auch nicht grade angenehmer Stimme. Kein deutscher Professor hätte vom Katheder herab pedantischer seinen Vortrag halten können, nur mit dem Unterschiede, daß dieser französische Pedant jedes Wort zu einer blutigen That gestaltete und jeder Gedanke von ihm einem Todesurtheile glich.

„Das Volk", sagte er zu uns, „ist Alles, sein eigener Herrscher und Gesetzgeber; jeder Mensch berufen, Bürger, jeder Bürger, Fürst zu sein, indem Jeder einen gleichen Antheil an der Regierung haben muß. Die vollkommenste Gleichheit ist das erste Grundgesetz des Staates und der bürgerlichen Gesellschaft; sie wird uns von der Natur gelehrt, welche keinen Unterschied zwischen ihren Geschöpfen macht

und alle mit gleicher Liebe umfaßt. Das Vermögen ist die Frucht der Arbeit und das Eigenthum die Basis der Familie, aber der Staat hat dafür unabläßig zu sorgen, daß der Ueberfluß des Reichen den Armen zu Gute komme und kein Bürger Noth leide; weshalb die Erbschaft besteuert werden muß, um die oft ungerechte Vertheilung der Glücksgüter auszugleichen. Eine Religion ist nothwendig, aber sie darf der Vernunft nicht widersprechen, ihre Symbole sollen klar, ihre Dogmen verständlich und ihr Cultus einfach sein; sie muß sich hauptsächlich mit der Moral beschäftigen und die Menschen zum Glauben, Hoffen und Handeln anhalten. Mit einem Worte: ein Volk, eine Obrigkeit und ein Gott das ist mein Glaubensbekenntniß und das Ideal meiner Republik."

„Noch sind wir weit davon entfernt", entgegnete Franz; „aber wenn es einen Menschen giebt. der diese erhabenen Gedanken verwirklichen kann, so bist Du es, Bürger Robespierre!"

„Wenigstens bin ich bereit, für diese Ideen jeden Tag mein Leben hinzugeben. Ich fürchte weder den Haß meiner Feinde, noch ihre Drohungen, mein Gewissen und meine Unschuld sind mein einziger Schutz. Man klagt mich des Ehrgeizes an und sucht mich zu verdächtigen, weil das Volk mich liebt, weil man

meine Unbestechlichkeit fürchtet. Wenn ich nach der Herrschaft strebte, so würde ich doch vor allen Dingen mir die Mittel zu verschaffen suchen. Wo ist das Heer, welches meinem Rufe folgt, wo die Schätze, mit denen ich meine Anhänger und Freunde besolde? Ich bin so arm, daß ich nicht einmal daran denken darf, mir eine Familie zu begründen. Ich besitze nichts, als den Ruf eines tugendhaften Mannes und das Vertrauen meiner Mitbürger. Darauf allein gestützt, hoffe ich meinen Grundsätzen, oder vielmehr den Lehren des edlen Rousseau's Eingang zu verschaffen. Ich kenne zwar die Hindernisse, die sich mir entgegenstellen, aber ich fühle auch den Muth und die Kraft in mir, sie zu vernichten. Ließe sich die Republick ohne Streit und Blut begründen, so würde ich mich glücklich schätzen; denn ich bin nicht grausam, wie meine Gegner behaupten. Ich kann kein Kind leiden sehn und jedes Unglück entpreßt mir heiße Thränen des Mitgefühls. Aber keine Schwäche soll mich zurückhalten, meine Pflicht zu thun, die bedrohte Freiheit zu retten, ihre Verräther zu entlarven und selbst meinen Bruder zu opfern, wenn er schuldig wäre. Vor der Stimme des Vaterlandes muß jeder andere Ruf verstummen und selbst mit dem kostbarsten Blute wäre sein Heil mir nicht theuer genug erkauft."

Während Robespierre noch sprach, hatte sich die Thür leise geöffnet und ich erblickte mehrere Männer an der Thüre lauschend, darunter die jugendliche Gestalt des bekannten St. Just, dessen jugendlich schöner Kopf mit den gescheitelten blonden Haaren, von der herbstlichen Abendsonne beleuchtet, unwillkürlich an den Lieblings-Jünger des Erlösers, an den sanften Apostel Johannes erinnerte, obgleich jener nicht die Religion der Liebe, sondern nur des Hasses lehrte. Seine Züge und die seiner Gefährten drückten den höchsten Grad des Entzückens und schwärmerischer Bewunderung für den Meister aus.

„Edler Robespierre!“ rief der Begeisterte, „wir haben Dich gehört und von Neuem Deine Seelengröße angestaunt. Du bist der Messias dieser neuen Zeit, unser Erlöser aus den Banden der Knechtschaft und Tyrannei. Aber die Stunde der Rache hat geschlagen, Deine Verheißungen sollen noch heute in Erfüllung gehn. Das Volk von Paris verlangt das Haupt Ludwig Capet's, des gekrönten Despoten; nur sein Blut kann die Republik befestigen; denn so lang dies Ungeheuer lebt, haben wir keine Ruhe, ist die mühsam erworbene Freiheit in Gefahr. Sein Kopf ist der Erisapfel der Revolution, der ewige Hader der Parteien. Selbst von seinem Gefängnisse aus

bedroht er noch die Republik, indem er mit den Feinden des Vaterlandes conspirirt und den Verrath im Innern nährt. Die ehrgeizigen Häupter der Gironde machen die größten Anstrengungen, sein elendes Leben zu retten und der Gerechtigkeit den Schuldigen zu entziehn. Die Gelegenheit ist günstiger als je, sie zu entlarven und von ihrer angemaßten Höhe zu stürzen. Das Volk soll seine wahren Freunde kennen lernen; jetzt oder nie ist der Augenblick gekommen, diese schwankenden Heuchler zu beseitigen, welche Frankreich zerstückeln und Paris erniedrigen wollen. Alles ist vorbereitet, die Jakobiner warten nur noch auf Dich, um Deine Ansicht zu vernehmen und dann zu handeln."

„Ich habe diesen Augenblick erwartet", entgegnete Robespierre, „und bin bereit, meine Pflicht zu thun."

In Gemeinschaft mit seinen Freunden begab er sich in den Club der Jakobiner, nachdem er uns aufgefordert hatte, ihn dahin zu begleiten. Seit den blutigen Septembertagen, deren Schrecken ich miterlebt, hatte sich der Einfluß und die Macht dieses Clubs so hoch gesteigert, daß er im eigentlichen Sinne Paris und somit ganz Frankreich beherrschte und alle übrigen Behörden sich seinen Beschlüssen fügten. Der Nationalconvent hatte nach und nach sein Ansehn verloren, indem das Volk die dort noch vertretene Mäßi-

gung und Besonnenheit für Feigheit hielt und statt der Worte Thaten verlangte. Nur die äußersten Mittel und kühnsten Maßregeln durften darauf rechnen den Beifall der aufgeregten Menge zu finden. Weil die unter dem Namen der Gironde bekannten Deputirten, zum großen Theil die edelsten und befähigsten Männer, die Republick vor allen Ausschweifungen bewahren wollten, verloren sie in der öffentlichen Meinung. Mit Recht machten ihre Gegner, der sogenannte Berg, ihnen den Vorwurf der Inconsequenz und des politischen Unverstandes. In dem Augenblicke, wo noch immer die Heere der Verbündeten auf französischem Boden standen, war es nicht an der Zeit, schöne Reden zu halten, sondern alle Kräfte aufzubieten, um der drohenden Invasion zu begegnen. Statt dessen regten die Girondisten stets von Neuem den alten Streit wegen des vergossenen Blutes an, drohten sie, die mehr als je nothwendige Einheit durch ihr provinzielles Bewußtsein zu zerstören und den verderblichsten Bürgerkrieg herbeizuführen. Um so besser und richtiger beurtheilte und benutzte die entgegengesetzte Partei die vorhandenen Verhältnisse; sie erkannte die Nothwendigkeit, auf den einmal betretenen Weg fortzugehn und mit Hülfe des Schreckens und der Gewalt die inneren und äußeren Feinde zu besiegen.

Mit dem ihm eigenen richtigen Instinkt erkannte das Volk seinen Vortheil und schlug sich auf die Seite des Berges, welcher hauptsächlich seine Stützen in dem Gemeinderath von Paris, den Sectionen und den Clubs, und vor Allem bei den Jakobinern fand. Zu den Letzteren gehörten die Männer der That, wie Marat, Robespierre und Danton, der, nachdem er aus dem Justizministerium geschieden, ihr Präsident geworden war. Um sie schaarten sich die Führer der Nationalgarde, der Brauer Santerre, der Fleischer Legendre, welche über die bewaffnete Macht zu gebieten hatten und diese auf einen Wink der Parteihäupter in Bewegung setzten. Mit den Jakobinern standen die Sectionen, in welche ganz Paris zerfiel, in fortwährender Verbindung, so daß auch diese Macht dem Club fast blindlings gehorchte und gänzlich zu Gebote stand. Von hier aus gingen all' die großen Bewegungen und Maßregeln der Revolution aus, hier wurde der Sturm auf die Tuilerien am zehnten August beschlossen, hier die Septembermorde im geheimen Committee berathen, hier auch sollte über den Tod des unglücklichen Königs jetzt entschieden werden.

Bei unserem Eintritte war bereits der ungeheuere Saal so gefüllt, daß wir uns nur mit Mühe durch die

wogende Menschenmasse drängen konnten, die jedoch bei dem Erscheinen Robespierre's ehrfürchtig uns Platz zu machen versuchte. Mehr geschoben und getragen als gehend, gelangten wir so bis in die Nähe der Tribüne, wo wir noch einige leere Sitze fanden. Noch nie war die Versammlung so zahlreich gewesen, alle Schichten der Gesellschaft fanden sich vertreten; neben dem Arbeiter in Lumpen mit den schwieligen Händen saß oder stand der Schriftsteller mit dem feinen intelligenten Gesicht und den von geistiger Anstrengung abgezehrten Gliedern; der wilde Sanscülotte, die rothe Mütze auf dem struppigen Kopf, die noch blutige Lanze in den Händen, neben dem indifferenten, ruhigen Bürger, den die Furcht für sein Leben und Eigenthum in die Reihen der Jakobiner getrieben Auf den ausdrucksvollen Gesichtern konnte ein größerer Menschenkenner als ich selbst war alle Leidenschaften und Empfindungen der Seele lesen, die hohe Begeisterung des edlen Schwärmers, den finsteren Haß und die verbitterte Wuth des früher Unterdrückten, die höchste Liebe für die Menschheit, die tiefste Verworfenheit des blutgierigen Mörders, den unterdrückten Ehrgeiz der Führer, den blinden Fanatismus ihrer Anhänger, die Eitelkeit des politischen Gecken, den Stolz des Edlen, die Schlauheit des Abenteurers, die Aengstlichkeit des

Furchtsamen, die Pedanterie des Gelehrten, die Heuchelei des Fuchsschwänzers, alle Tugenden und Laster einer Welt auf diesen einen Punkt zusammengedrängt.

Aus dieser Menge tauchten, ungeachtet hier nur der Gleichheit gehuldigt wurde, einzelne besonders interessante Erscheinungen hervor, auf die mich der neben mir sitzende Franz fortwährend aufmerksam machte. Dort der junge Mann mit dem genialen Gesicht, den kecken, freundlichen Zügen und dem liebenswürdigen Lächeln um den rosigen Mund war Camille Desmoulins, der wie ein sorgloses Kind mit dem Löwen, so mit der Freiheit spielte, bis die Revolution auch ihn zerriß und sein selbst im Tode noch lächelndes Haupt dem Henker überlieferte. In der einen Hand die Feder, in der andern den Becher, die Locken mit Rosen bekränzt, schrieb er seine glühenden Dythiramben, unbekümmert, welche Flammen er anfachte und ob sie ihn zuletzt selbst verzehrten. Er hatte für Alles einen Witz und ein Lächeln, er lachte über die ganze Welt, über Marat's Blutdurst, über Danton's Schreckensbild, über Robesspierre's Tugend und über seinen eigenen Leichtsinn; nur nicht über seine Liebe zu einem edlen schönem Weibe, das seinen Tod nicht überleben wollte. Er war der verkörperte Humor der Revolution, ihr lustiger Rath und als sie ihn getödtet, hatte sie kein

Lächeln mehr. In diesem Augenblicke, als ich ihn sah, deutete er auf St. Just, der in seiner Nähe stand.

„Weißt Du auch“, fragte er so laut, daß dieser ihn hören konnte, seinen Nachbar, den mittelmäßigen Schauspieldichter und bekannten Demagogen Fabre d'Eglantine, „warum St. Just so steif geht?“

„Laß hören!“

„Weil er seinen Kopf für eine Monstranz hält, vor der Jeder knien soll.“

St. Just fühlte sich getroffen, denn er verfärbte sich und schoß einen kalten, vernichtenden Blick auf den lachenden Camille, indem er zu sagen schien: „nimm den eigenen Kopf in Acht, damit er nicht bei der nächsten Gelegenheit fällt.“

In einer anderen Gruppe bemerkte ich den berühmten David, den Schöpfer einer neuen Malerschule, welcher auch die Kunst demokratisiren wollte und statt Heiligenbilder die klassische Nacktheit malte; er war der Erfinder und Anordner der republikanischen Feste, jener großartigen Travestien des alten Rom's und seiner Triumphzüge. Neben ihm stand der Italiener Buonarroti, ein Nachkomme des großen Michel Angelo's, wie sein erhabener Ahne ein gewaltiger Charakter, bereit, seine communistischen Ideen gewaltsam durchzuführen und die Gesellschaft, wie jener den spröden Marmor,

mit seinen mächtigen Meißelschlägen umzugestalten. Zu diesen gesellte sich der preußische Baron Anacharsis von Cloots, ein reicher Gutsbesitzer, der auf den ersten Ruf der Revolution die deutsche Heimath verlassen und nach Paris geeilt war, wo er zu den eifrigsten Jakobinern gehörte und sich in einer fast an Wahnsinn gränzenden Vergötterung des Volkes gefiel. Jetzt unterhielt er sich mit dem Nordamerikaner Payne, dem Verfasser „der Menschenrechte", dem Freunde des berühmten Franklin, der, wie sein Nachbar, französischer Bürger geworden war und die Wohlthaten vergessen hatte, welche der unglückliche Ludwig der Sechszehnte ihm und seinem ursprünglichen Vaterlande erwiesen. So schien die Revolution in der That alle Nationen vereinigen und den Unterschied der Völker beseitigen zu wollen.

Alle diese Männer, denen ich noch viele bedeutende, berüchtigte und berühmte Namen hinzufügen könnte, zeigten trotz der Verschiedenheit ihrer Gesichtszüge eine gemeinsame Physiognomie und bestätigten von Neuem die Bemerkung, daß jedes Zeitalter, jede Culturepoche sich gewissermaßen auch äußerlich in den Formen ihrer Träger abspiegelt. Man braucht nur durch eine Gemäldegalerie zu gehn, um die Wahrheit dieser eigenthümlichen Erscheinung einzusehn. Die auf uns gekommenen Köpfe und Portraits der verschiedenen Epochen

und Jahrhunderte zeigen eine gewisse Aehnlichkeit, die dem Beschauer auffallen muß. Die Bilder aus der Reformation, aus dem Jahrhundert Louis' des Vierzehnten, drücken unwillkürlich den gemeinschaftlichen Gedankeninhalt, die Richtungen und Bestrebungen ihres Zeitalters in ihren charakteristischen Zügen aus, und sehn sich darum bis zu einem gewissen Grade auch ähnlich. Dieselbe Erscheinung drängte sich mir beim Anblick der hervorragenden Revolutionsmänner auf; sie trugen fast ohne Ausnahme den Stempel der geistigen Anspannung und Ueberreizung, der fieberhaften Aufregung in ihren meist ausdrucksvollen und interessanten Physiognomien. In den Mienen Aller lag eine kalte Verachtung des Lebens, wie man sie bei abstracten Denkern oft zu finden pflegt, verbunden mit der glühendsten Leidenschaftlichkeit und Hingebung an den Augenblick, da jeder für sie der letzte sein konnte. Wie man bei Selbstmördern und Solchen, die eines gewaltsamen Todes sterben, einen bestimmten düsteren Ausdruck in ihrem Gesichte bemerkt haben will, so schienen auch die Meisten der hier Anwesenden ihr Schicksal an der Stirne geschrieben zu tragen, das sich wie ein unheimlicher Schatten über jeden Einzelnen lagerte.

Die gewöhnliche französische Lebhaftigkeit steigerte

sich hier zu dem wildesten Lärm, zu wahrhaften vulkanischen Ausbrüchen einer Leidenschaftlichkeit, welche oft an Wahnsinn gränzte. Ich glaubte mich in einem Pandämonium, in dem Aufenthalte höllischer Geister zu befinden, wozu allerdings die vielen grotesquen Gestalten der Piekenmänner, die furchtbaren und zugleich grauenvoll lächerlichen Frauen der Hallen und Fischweiber das Ihrige beitrugen, mit denen der durch seine Häßlichkeit und seinen Cynismus auffallende Marat von seinem Platze aus coquettirte. Mitten in diesem infernalischen Treiben ertönte jetzt die Löwenstimme des Präsidenten Danton, die allein im Stande war, den allgemeinen Lärm zu überschreien und der Versammlung Stillschweigen aufzulegen. Seine colossale Gestalt, die breiten Schultern, die rollenden Augen und das lange Haar, welches er wie eine Mähne schüttelte, bezeichneten den Volkstribun, den Mann des Schreckens und der Furcht. Aber dem gewaltigen Körper entsprach der mächtige Geist, das Genie eines Titanen. Mit scharfen, wenn auch übertriebenen Zügen entwarf er ein Bild von der Lage Frankreich's, von den Gefahren, die es bedrohten; zugleich gab er aber auch die Mittel der Rettung an.

„Jagen wir den Feinden Angst ein, schloß er seine wie Donner dahinrollende, von Geistesblitzen durch-

zuckte Rede. Was uns einzig und allein Noth thut, ist Kühnheit, Kühnheit und nochmals Kühnheit!“ Dazu machte er eine bezeichnende Bewegung mit seiner ausgestreckten Hand, als wenn er einen Dolchstoß führte, so daß ich unwillkürlich zusammenfuhr.

Ein brausendes Beifallsjauchzen folgte ihm, als er geendet hatte. Ich sah, wie Robespierre, der in meiner Nähe saß, unwillkürlich zuckte und nur schlecht seinen Neid, die einzige Leidenschaft seiner sonst so kalten Seele, zu verhehlen im Stande war. Im nächsten Augenblicke bestieg er die Rednerbühne, um wo möglich den Eindruck seines gewaltigen Nebenbuhlers zu verwischen. Die Natur hatte ihm Alles versagt, was Danton im reichsten Maße besaß, die hervorragende Gestalt und den Donnerton der Stimme; seine Statur war kaum von Mittelgröße und der Klang seines Organs scharf und schneidend wie das Zischen einer Säge; aber der Ruf seiner Tugend stand ihm zur Seite, man glaubte ihm und seine Worte überzeugten, während Danton als Redner die Versammluug zwar hinriß aber als Mensch und Bürger dem fleckenlosen Rufe Robespierre's und seiner starren Logik weichen mußte.

„Es giebt nur“, sagte er, die Frage des Tages ungescheut berührend, „ein Mittel, eine Hülfe für das

bedrängte Vaterland, der Tod des Tyrannen. Bürger! laßt Euch nicht durch ein falsches Mitleid, durch die Sophistik unserer Gegner verführen. Die majestätischen Erschütterungen eines großen Volkes, der erhabene Aufschwung seiner Jugend erscheint mir wie der Ausbruch eines Vulkans, wie ein Erdbeben der bürgerlichen Gesellschaft. Wenn ein Volk sich gezwungen sieht, zu dem Rechte der Revolution seine Zuflucht zu nehmen, dann tritt es in Rücksicht auf den Tyrannen in den Zustand der Natur zurück. Wie kann sich dieser auf den socialen Vertrag berufen? Er hat ihn selbst vernichtet. Welche Gesetze treten an die Stelle desselben? Das Recht der Natur, das Wohl des Volkes. Das Recht, den Tyrannen zu bestrafen und ihn zu entthronen ist ein und dasselbe. Der Proceß des Tyrannen ist die Insurrektion, sein Urtheil der Sturz seiner Macht, seine Strafe, was die Freiheit der Nation erheischt. Die Völker schwingen den Blitz, das ist ihr Spruch; sie richten nicht die Könige, sondern unterdrücken sie nur, indem sie dieselben in ihr Nichts zurückschleudern. Aber welche Strafe soll der Schuldige erleiden? Die Todesstrafe ist zu grausam, höre ich den Einen sagen. Nein, meint der Andere, das Leben ist noch grausamer für einen gefallenen König. Was mich betrifft, so verabscheue ich die Todesstrafe, ich

hasse diesen Louis nicht, noch liebe ich ihn, ich hasse nur seine Verbrechen. Aber ein entthronter König inmitten einer noch nicht befestigten Republik! Ein König, dessen Name allein den Krieg der fremden Nationen auf uns herabbeschwört! Weder das Gefängniß, noch die Verbannung können seine fernere Existenz entschuldigen. Wenn auch mit Schmerz, spreche ich hier die traurige Wahrheit aus: Louis muß eher sterben, als daß noch hunderttausend tugendhafte Bürger untergehn, Louis muß sterben, damit Frankreich das Vaterland noch ferner lebe!"

„Louis muß sterben", wiederholte die ganze Versammlung, indem sie sich wie auf einen Wink erhob, damit das Vaterland noch ferner lebe!"

Mit diesem verhängnißvollen Ausspruch Robespiere's wurde die Sitzung geschlossen und das Schicksal des unglücklichen Königs festgestellt; denn die Beschlüsse der Jakobiner waren maßgebend für das ganze Land, das von ihnen beherrscht wurde, während die Macht des Nationalconvents zu einem bloßen Schatten herabgesunken war und alle Versuche der Girondisten und Gemäßigten das Beil des Henkers nicht aufzuhalten vermochten, sondern den Tod des Opfers nur noch beschleunigten.

Nachdem noch die Rollen bei dem großen welt-

geschichtlichen Drama vertheilt, den Häuptern der Sectionen und den Führern der Menge das Stichwort zugeflüstert worden war, hob der Präsident die wichtige Sitzung auf. Die Versammlung zerstreute sich; doch das Gedränge in der Thüre war so groß, daß ich dadurch von meinem Freunde getrennt wurde. An der Ecke der Straße erwartete ich ihn, als ich plötzlich von einem bewaffneten Sanscülotten mit langen Haaren und struppigem Barte bei meinem Namen angeredet und begrüßt wurde. Ich schrak unwillkürlich zusammen, da sich mir unter der furchtbaren Maske ein alter Bekannter zu erkennen gab.

„Ich bin es", rief mir die bekannte Stimme zu, „Dein Freund und Vater Gugumos!"

V.

Gugumos.

Meine Ueberraschung war so groß, daß ich einen lauten Schrei ausstieß, der zum Glück von Niemand gehört wurde. Mit schneller Geistesgegenwart zog mich Gugumos durch ein Gewirre von Straßen und Gäßchen, bis wir vor einem unansehnlichen Hause in der Vorstadt St. Antoine standen, wo vorzugsweise das Proletariat von Paris seinen Sitz aufgeschlagen hat. Auf das dreimalige Klopfen meines Begleiters öffnete sich von Innen eine Thür, die über einen langen, dunklen Gang zu einem bescheidenen Mansardenstübchen im dritten Stockwerke führte. Erst nachdem er sorgfältig den Riegel vorgeschoben, legte Gugumos seinen falschen Bart und die Perrücke ab, indem er sich in einer natürlichen Gestalt zeigte.

„Da liegt der Sanscülotte“, sagte er, „und nun bin ich wieder der Alte. Setze Dich und erhole Dich von Deinem Erstaunen; denn ich sehe Dir an, daß meine Gegenwart Dich nicht wenig überrascht hat.“

„In der That“, entgegnete ich, „habe ich Sie überall eher als in Paris und im Club der Jakobiner zu finden erwartet.“

„Eine Maske ist so viel werth wie die anderen. Unter den Wölfen bleibt Einem nichts übrig, als mit zu heulen. Ich bin gewiß nicht der Einzige, der das Possenspiel der Freiheit mitmacht, um im Trüben zu fischen. Doch erzähle Du zuerst, wie Du hierher gekommen bist?“

Ohne Zögern berichtete ich meine Gefangennehmung und die damit verbundenen Ereignisse, wobei ich ihm weder meine Rettung durch Leuchsfering, noch meine genauere Bekanntschaft mit dem Freunde meiner Jugend, der durch diesen veranlaßten Besuch bei den Jakobinern und die dort empfangenen Eindrücke verhehlte.

„Das trifft sich glücklich“, bemerkte er, nachdem er ruhig meine Erzählung mitangehört. „Deine Anwesenheit in Paris ist ein Wink der Vorsehung und kann für mich und Dich die schönsten Früchte tragen. Du kannst Dir denken, daß ich nicht ohne einen hochwichtigen Grund mich in den Rachen des Löwen be-

geben und diese Verkleidung angenommen habe. Nur so allein durfte ich hoffen, die Pläne unserer Feinde kennen zu lernen und ihnen zuvorzukommen."

„Was wollen Sie thun?" fragte ich erstaunt.

„Die Revolution bekämpfen und mit allen mir zu Gebote stehenden Mitteln vernichten."

„Das ist mehr als ein Sterblicher vermag. Wie? Sie vermessen sich das auszuführen, was den mächtigsten Fürsten und ihren Heeren bisher noch nicht gelungen ist? Selbst ein Gott dürfte nicht mehr im Stande sein, diese Bewegung anfzuhalten."

„Kleingläubiger Thor!" spottete Gugumos. „Solltest Du Dich auch wie so Viele von den hochtönenden Phrasen dieser Freiheitshelden verführen und verblenden lassen? Glaubst Du denn wirklich an das Fortbestehn einer Republik ohne Republikaner, ohne demokratische Tugend und Sittlichkeit? Siehst Du denn nicht, wie der Ehrgeiz, die Eitelkeit, alle Laster der Hölle durch die Seelen der Führer stürmen? Ich kenne diese Menschen besser und weiß, daß jeder Einzelne käuflich ist, ein Danton mit Geld, ein Robespierre mit der Herrschaft; sie sind Alle ausgemachte Schurken und Egoisten. Ich bin hinlänglich in das Treiben der Parteien eingeweiht; sie werden sich in ihrer blinden Wuth gegenseitig so lange zerfleischen, bis sie zuletzt

erschöpft in die Arme eines neuen und noch weit schlimmeren Tyrannen fallen. Es ist die alte Geschichte, die sich immer wiederholt. Die Menschheit wird nie reif und die von ihr geträumte Freiheit ist und bleibt eine ewige Täuschung; sie reißt ihren alten Kerker ein, um sich dafür einen neuen aufzubaun, sie zerbricht die alten Fesseln, nur um sich andere, noch drückendere zu schmieden. Auf den weichen Carl Stuart folgte der eherne Cromwell und auf diesen der leichtsinnige Sohn des Ersten, schlimmer als sein hingerichteter Vater. Das Volk bleibt ewig ein unmündiges Kind, ein Spielball in den Händen seiner ehrgeizigen Häupter. Du hast es jetzt kennen gelernt in seiner Blutgier, seiner entsetzlichen Wildheit. Das sind die gepriesenen Früchte der sogenannten Aufklärung, das Werk der von uns bisher bekämpften Encyklopädisten, die mit ihrem vermeintlichen Licht einen Weltbrand angezündet haben. Die deutschen Illuminaten warten nur auf die günstige Gelegenheit, um mit ihren französischen Brüdern gemeinschaftliche Sache zu machen und die Revolution auf heimischen Boden zu verpflanzen. Dürfen wir ruhig zusehn, wenn das höllische Feuer immer weiter um sich greift und die bürgerliche Gesellschaft, alle Ordnung des Staates zu verzehren droht? Noch ist es Zeit, den Brand zu ersticken, ehe es zu spät wird."

„Was wollen Sie thun? Der Einzelne ist ohnmächtig.“

„Ein Mann vermag viel, sogar Alles, wenn er nur weiß, was er will. Die großen Thaten der Geschichte gehen stets von einem starken Willen aus. Aber ich stehe nicht so allein und vereinzelt, wie Du glaubst. Es fehlt mir nicht an Bundesgenossen bei meinem Werke. Ich zähle auch auf Dich und will Dir die Gelegenheit bieten, Dich auszuzeichnen und den glänzendsten Lohn zu erwerben.“

„Sie vergessen, daß ich Kriegsgefangener auf Ehrenwort hier bin, daß mein Lebensretter, mein vertrautester Freund zu jener Partei gehören, gegen die Sie ankämpfen.“

„Das darf und kann Dich nicht abhalten, mir beizustehn. Ich habe ein älteres, ein besseres Recht auf Dich, die Wahl kann nicht zweifelhaft sein. Außerdem traue ich Dir Verstand genug zu, um Deinen eigenen Vortheil einzusehn. Du wirst mein Vertrauen nicht täuschen. Ein Wort von Dir reicht hin, mich zu verrathen und doch nehme ich keinen Anstand, Dich mit meinen Plänen bekannt zu machen.“

„Sie dürfen wenigstens auf meine Verschwiegenheit rechnen, darum reden Sie ungescheut, wenn ich auch vielleicht mich genöthigt sehn sollte, Ihnen meine Unterstützung zu versagen.“

„Das kannst Du nicht, wenn Du mich gehört hast, um was es sich handelt, wenn noch ein Funke von Ehre, Mitleid und menschlichem Gefühl in Deiner Seele wohnt.“

„Sie machen mich in der That neugierig.“

„Du sollst bald Alles erfahren“, entgegnete Gugumos feierlich, indem er mich bei der Hand nahm und an das kleine Fenster der Mansarde führte. „Blicke dort hin nach Westen und sage mir, was Du siehst?“

Ich that, wie er geheißen, und sah bei dem Lichte des aufgehenden Mondes ein dunkles, unheimliches Gebäude, aus dessen Mitte ein größerer und ein kleinerer Thurm finster emporragten.

„Wenn ich nicht irre“, sagte ich, „so ist das der Temple.“

„Das Gefängniß des unglücklichen Königs und seiner Familie, den ich zu retten entschlossen bin.“

„Wie, das wollten Sie wagen?“ fragte ich, fast entsetzt über seine Kühnheit.

„Alle Maßregeln sind von mir bereits getroffen und ich zweifle fast nicht, daß es mir gelingen wird, den edlen Märtyrer seinen Henkern zu entreißen.“

„Wie sollte das möglich sein!“

„Nicht umsonst habe ich jene Verkleidung angelegt

und mich in den Club der Jakobiner eingeschlichen. In diesem Stadtviertel, dem revolutionairsten von Paris, gelte ich für den besten Sanscülotten und kein Mensch thut es mir an republikanischen Gesinnungen zuvor. Deshalb wurde ich bereits mehrere Mal zur Bewachung des Tempels von der Mairie ersehn, wozu bekanntlich nur die zuverlässigsten Demokraten und Tyrannenfeinde gewählt werden. Alle übertraf ich durch meine zur Schau getragene und künstlich angenommene Grausamkeit und Rohheit gegen die königlichen Gefangenen. Um meine Kameraden zu täuschen und das Vertrauen der Commissäre zu gewinnen, entblödete ich mich nicht, mit den härtesten Schimpfworten und Vorwürfen den unglücklichen Fürsten zu überhäufen, bis ich endlich die gewünschte Gelegenheit fand, ihn durch seinen treuen Kammerdiener von meiner wahren Gesinnung zu unterrichten und die Mittel zu seiner Befreiung zu verabreden. Es war dies keine Kleinigkeit; denn die geringste Unvorsichtigkeit konnte mich das Leben kosten. Ich hatte mit dem Mißtrauen des Königs, mit dem Verdacht seiner Umgebung zu kämpfen, da er sich von Spionen und Verräthern umgeben weiß. Mit unsäglicher Mühe und nachdem ich ihm erst untrügliche Beweise meiner Treue gegeben, brachte ich ihn so weit, daß er mir Glauben schenkte. Nun

erst galt es, die übrigen Wächter und Aufseher zu erforschen, ihre Gesinnungen zu erkunden; denn nicht alle sogenannten Sanscülotten sind immer das, was sie scheinen. Leider stieß ich anfänglich auf fast unüberwindliche Schwierigkeiten und es gehörte mein Muth, meine Ausdauer dazu, um nicht zu verzweifeln. Zwei Ungeheuer, der frühere Steueraufseher Tison und der Schuster Simon bewachen unablässig den König bei Tag und Nacht, außerdem schläft ein Sattler Rocher, den die Natur zum wüthenden Kettenhund bestimmt zu haben scheint, vor der Thür des Gefängnisses, so daß er bei dem leisesten Geräusch erwachen und Jeder, der hinein oder heraus will, über ihn fortsteigen muß, ohne ihn zu erwecken. Eine zahlreiche Mannschaft hält alle Zugänge zu dem Tempel besetzt; dazu ist noch der bekannte Santerre mit sechs Beamten anwesend, um fortwährend die Gefangenen zu beobachten und bei dem geringsten Vorfall zur Hand zu sein. Sie müssen mit ihren Köpfen für seine Anwesenheit bürgen und wissen, daß es ihr Leben kosten würde, wenn die Flucht gelingen sollte. Nur am Tage ist es dem Könige gestattet, mit seiner Familie zu verkehren und das gemeinsame Mahl mit ihr einzunehmen; jeden Abend wird er in seine Zelle mit dem Kammerdiener Clery gebracht und vierfach eingeschlossen.“

„Und alle diese Hindernisse haben Sie nicht zurückgeschreckt?“ fragte ich voll Bewunderung einer solchen Beharrlichkeit.

„Sie dienten mir nur zum Sporn. Du würdest meinen Eifer gewiß getheilt haben, wenn Du wie ich nur einmal den edlen Märtyrer gesehn und in seinen Leiden beobachtet hättest. Es giebt Charaktere, die erst das Unglück erhebt und in ihrer wahren Größe zeigt. Nie war dies fürstliche Paar auf der Höhe des Thrones so erhaben und verehrungswürdig als in seinem Gefängnisse, wo ihre Tugenden in der Nacht ihres Elends wie Sterne in der Finsterniß leuchten. Ich war ein Zeuge ihrer himmlischen Geduld, ihrer wahrhaft christlichen Ergebung in den Willen des Herrn. Kein menschliches Herz vermag diese edlen Märtyrer ohne das tiefste Mitleid, ohne die höchste Bewunderung zu sehn, nur die Seele der sie bewachenden Ungeheuer ist noch härter, als die steinernen Mauern des Kerkers. Doch Du sollst morgen selbst urtheilen.“

„Wie? ich soll den König sehn, der von allen Seiten so streng bewacht wird?“

„Ich werde Dir den Anblick verschaffen, damit Du Dich von meinen Worten überzeugst. Morgen zwischen zwölf und ein Uhr Mittags werde ich Dir

den gefangenen König zeigen und seine Erscheinung wird beredter sein als alle meine Worte. Wirst Du kommen?"

„Ich will kommen", antwortete ich, von Neugierde und Theilnahme bewegt.

„Ich werde Dich hier zur bestimmten Zeit erwarten und Dir dann noch genauere Mittheilungen über mein Unternehmen machen, zu dem ich Deiner Hülfe bedarf. Jetzt aber dürfte es Zeit sein, zu Deinem Freunde zurückzukehren, damit er nicht Verdacht schöpft. Ich werde Dich begleiten, weil Du Dich sonst leicht in diesem Labyrinth verirren kannst. Unterwegs wollen wir noch weiter über unsere Angelegenheit sprechen."

Nachdem Gugumos den falschen Bart und die Perrücke wieder angelegt, so daß ihn Niemand erkennen konnte, ergriff er meinen Arm, indem er mich noch eine ziemliche Strecke begleitete und mir durch die Vorstadt St. Antoine zum Führer diente. Mehrmals wurden wir unterweges von verschiedenen Gruppen bewaffneter Sanscülotten angehalten, mit denen mein Begleiter sprach. Ein Wort von ihm genügte, um uns ungehindert gehn zu lassen, und ich war bei solchen Gelegenheiten wiederholentlich Zeuge von dem Ansehn und dem Vertrauen, das er bei dem Volke

genoß. Als wir wieder allein und unbeobachtet waren, setzte er sein unterbrochenes Gespräch mit mir in deutscher Sprache fort, die nicht so leicht hier verstanden wurde, selbst wenn unsere Worte belauscht worden wären. Er schilderte mir in der ergreifendsten Weise die Lage und das Betragen der königlichen Familie in ihrem Gefängnisse, mit welcher Würde sie ihr Schicksal trug, welche Beschimpfungen und Entbehrungen sie täglich zu erdulden hatte.

„Der König", sagte Gugumos im Verlaufe seiner Erzählung, „bewohnt jetzt ein elendes Gemach, das so feucht und kalt ist, daß seine Gesundheit darunter schwer leidet. Die Fenster sind mit Eisenstäben so dicht vergittert, daß nur selten ein Sonnenstrahl hindurchdringen kann. Seine Kleidung ist noch dieselbe, welche er bei seiner Flucht getragen und droht in Stücke zu zerfallen. Die Königin selbst muß sich der Mühe unterziehn, sie mit der Nadel auszubessern, damit der zerschlissene Rock noch ferner hält. Von ihrer ganzen Dienerschaar ist ihnen nur ein Einziger, der treue Clery geblieben, der das Gefängniß seines Herrn theilt und, wie dieser von dem ungesunden Aufenthalte leidend, kaum die matten Glieder schleppen kann. Ich weiß aus seinem eigenen Munde, daß der König ihn im Fieber wie einen Bruder gepflegt, die Nacht bei ihm

gewacht und die ihm verordnete Medizin gereicht hat. Nur eine Stunde täglich ist es den armen Gefangenen erlaubt, sich die nöthige Bewegung im Freien zu machen. Aber dieser Spaziergang in der dazu bestimmten Kastanienallee ist für die Unglücklichen mehr eine Qual und Strafe als eine Erquickung. Jedes Mal, wenn sie die Treppe hinabsteigen, begegnen sie den zu ihrer Bewachung abgeordneten Nationalgarden, meist aus der Hefe von Paris und den wüthenden Sans-cülotten auserlesen. Diese Unmenschen sitzen zu beiden Seiten mit ihren Hüten auf dem Kopfe und ein rohes verächtliches Lächeln auf den Lippen, um den Gefangenen im Vorbeigehn in's Gesicht zu starren und sie auf die gemeinste Weise zu beschimpfen. Ihr Lachen, Zischeln und empörende Redensarten begleiten wie ein Lauffeuer die armen Spaziergänger auf ihrem Wege. Was deren Ohren nicht hören, müssen ihre Augen lesen: die frechsten Anspielungen auf die Person des Königs, die unverschämtesten Verleumdungen der schönen Königin, die furchtbarsten Drohungen gegen die ganze königliche Familie, mit der Spitze des Bajonnetes an die Wände der Mauern, an jeden Vorsprung, auf jedes Treppengeländer, woran sie vorbeikommen, oft in Begleitung der obscönsten Bilder gezeichnet, so daß den armen Frauen die Schamröthe in's Gesicht tritt

und sie nicht wissen, wohin sie ihre Blicke wenden sollen."

„Welche Erbärmlichkeit!" rief ich, schaudernd vor der Grausamkeit dieser Elenden. „Und wie erträgt der König diese Leiden?"

„Wie ein Heiliger, wie ein wahrer Christ, indem er seinen Feinden vergiebt und das bethörte Volk bedauert. Absichtlich haben neulich seine Wächter eine Zeitung ihm in die Hände gespielt, da er sonst jede Verbindung mit der Außenwelt entbehren muß. Das Blatt enthielt eine Petition an die Nationalversammlung: den Kopf des Tyrannen abzuschlagen und dem Feinde entgegenzuschleudern. „Wer ist", fragte der König traurig, nachdem er die entsetzliche Bittschrift gelesen, „am unglücklichsten, ich selbst oder das arme Volk, das so getäuscht wird?"

Seine Zeit vergeht in Arbeit und Gebet; er steht früh auf und knieet vor seinem Bett; dann liest er aus der Bibliothek des Temple die ihm verstatteten Bücher, Montesquieu, Buffon, einige Geschichtswerke und besonders die Geschichte des unglücklichen Carl's des Ersten von England, seines traurigen Vorbildes. Unterdeß ist auch die Königin und seine Schwester, die Prinzessin Elisabeth, mit den Kindern aufgestanden. Auch sie beugen ihre Kniee vor dem Herrn in

Demuth und Ergebenheit; so sieht man sie oft Hand in Hand am Boden hingestreckt, die Augen voll Thränen zum Himmel erhoben. Um neun Uhr ist es endlich gestattet, daß der König seine Familie sehn darf; zärtlich umarmt er seine Frau, die Schwester und die Kinder, durch ihren Anblick getröstet und gestärkt. Nach dem einfachen Frühstück unterrichtet er den einzigen Sohn, das Kind seiner Sorgen, indem er ihm eine Erziehung zu geben sucht, die ihn lehren soll, alle Schläge und Wechselfälle des Schicksals ertragen. Um Mittag beginnt jener traurige Spaziergang im Freien, auf den der König gern verzichtete, wenn ihn nicht die Gesundheit seiner Kinder dringend forderte, die wie junge Pflanzen des Lichts und der Sonne bedürfen, wenn sie nicht in den dumpfen Mauern des Kerkers verwelken sollen. Auch bei Tisch, die Zeit der Ruhe und der Erquickung für die ärmste Familie, sieht sich der König beobachtet und von Aufpassern umgeben, die jeden Bissen ihm zuzählen, jedes Wort belauschen und jede vertrauliche Mittheilung durch ihre Gegenwart unterdrücken. Nach dem Essen spielt der König mit der Königin gewöhnlich eine Partie Schach, dessen Verlauf, wenn bald dem Könige, bald der Königin Schach geboten wird, sie unwillkürlich an das eigene Schicksal mahnt und oft ein melancho-

lisches Lächeln ihren Lippen entlockt. Sie benutzen dieses Spiel weniger zu ihrer Zerstreuung, als um sich einige verstohlene Worte heimlich zuflüstern zu können. Hierauf überläßt sich der König einige Minuten der Mittagsruhe; er schlummert, während die Kinder ein ehrfurchtsvolles Stillschweigen beobachten und die Frauen ihre schadhafte Toilette ausbessern. Wenn er erwacht, setzt er den Unterricht mit seinem Sohne fort, bis das Kind zu Bette verlangt, worauf die Königin es selbst auskleidet und ihm die kleinen Hände zum Gebete falten läßt, das sie ihm leise vorspricht, um nicht von den anwesenden Commissairen gehört und verspottet zu werden. Sie selbst hat das Gebet verfaßt, welches folgendermaßen lautet: „Allmächtiger Gott, der Du mich geschaffen und erlöst hast, ich liebe Dich. Erhalte das Leben meines Vaters und meiner Familie! Schütze uns vor unseren Feinden! Verleihe meiner Mutter, meiner Tante und meiner Schwester die nöthige Kraft, ihr Schicksal zu ertragen!“ Jetzt schlägt die Stunde, wo der König von seiner Familie Abschied nimmt und während der Nacht in sein besonderes Gefängniß verschlossen wird. Hier erst überläßt er sich den traurigen Gedanken an sein Schicksal und die drohende Zukunft, welche er sorgfältig den Seinigen zu verbergen weiß. Auf dem bangen

Schmerzenslager erinnert er sich seiner früheren Größe, wacht er in banger Sorge oft bis der Morgen graut, in düsterer Sorge ringt seine Seele mit den Schrecken und den Einbildungen der finstern Mitternacht; doch der Glaube und der Trost der Religion umschweben das geweihte Haupt des Gesalbten und die Engel des Herrn umgeben ihn und bringen Trost und Kraft der bedrängten Seele."

Nicht ohne tiefe Rührung und inniges Mitleid vermochte ich den erschütternden Bericht von den Leiden des unglücklichen Fürstenpaares zu hören. Als ich endlich von Gugumos Abschied nahm, war ich bereits durch seine beredte Schilderung so eingenommen, daß ich mit Ungeduld den nächsten Tag und die mit ihm verabredete Stunde erwartete. Zur bestimmten Zeit erschien ich in seiner Wohnung; er führte mich vorsichtig auf den Boden des Hauses, wo er in einer Dachluke ein förmliches Observatorium angebracht und ein ausgezeichnetes Fernglas aufgestellt hatte, mit dessen Hilfe man einen großen Theil der Nachbarschaft und besonders die Umgebung des Tempels genau überblicken konnte. Gegen Mittag erschien die königliche Familie, um ihre gewöhnliche Promenade zu machen. Der Anblick der Gefangenen, ihre würdige Haltung in der traurigsten Lage, ihre ganze

persönliche Erscheinung verfehlten nicht, einen tiefen Eindruck auf mich zu machen. Durch das ausgezeichnete Fernglas konnte ich die Züge der Unglücklichen ganz deutlich sehn und beobachten. Das Gesicht des Königs verrieth einen hohen Grad von Gutmüthigkeit und Sanftmuth, sein Gang war schwerfällig, aber seine Bewegungen nicht ohne Anmuth; man sah ihm das Bestreben an, seinen Schmerz zu unterdrücken und den Seinigen eine heitere Miene zu zeigen, obwohl seine Stirn in düsteren Falten über sein Schicksal zu brüten schien. Je länger ich ihn betrachtete, desto mehr war ich überzeugt, daß Ludwig kein Tyrann sein konnte, daß seine Fehler nicht aus einem bösen Herzen stammten, daß er gewiß nie einen Menschen mit Absicht beleidigt oder wehe gethan. Das Bewußtsein seiner Unschuld und ein gutes Gewissen verklärten seinen Schmerz und spiegelten sich in dem reinen Ausdruck seiner Mienen wieder. So konnte unmöglich der Verräther und Mörder seines Volkes aussehn.

Nicht minder interessirte mich die arme Königin, die einst so schöne Marie Antoinette, die Lieblingstochter ihrer großen Mutter Maria Theresia. Der Gram hatte nicht die ursprüngliche Schönheit ihrer königlichen Erscheinung zu zerstören vermocht, wenn er auch die deutlichen Spuren seiner vernichtenden Gewalt

ihr aufgedrückt. Ihr langes blondes Haar war von grauen Streifen durchzogen, als hätte sie die Hand des Todes jetzt nur leise gestreift, um sie als seine nahe Beute im Voraus zu zeichnen. Die einst so hell strahlenden Augen bedeckte ein düsterer Flor, sie waren vom Weinen geröthet, ihre früher so blühenden Wangen bleich und von Thränen und Sorgen gefurcht; aber die Majestät des Unglücks umschwebte die erhabene Gestalt und drückte die unsichtbare Krone der dreifachen Würde der schwer geprüften Fürstin, Gattin und Mutter auf das gebeugte Haupt.

Neben ihr ging die Schwester des Königs, ihre Schwägerin, die Prinzessin Elisabeth, gut und sanft wie ihr Bruder, schön wie die Königin. Ihr ganzes Leben war ein Opfer und ihr keusches Herz hatte nie eine andere Liebe als die für ihre Geschwister und ihre Freunde gekannt. Sie führte die königlichen Kinder von Frankreich an ihrer Hand, einen reizenden Knaben, dessen Geist das Unglück seiner Eltern früh gereift und zu einer seinem Alter voraneilenden Intelligenz entwickelt zu haben schien. Unter den rohen Fäusten des Schusters Simon, dem er später zur Erziehung übergeben wurde, sollte der Erbe des höchsten Throns elend verkümmern und zu Grunde gehn. Eine Ahnung seines Geschicks lagerte wie ein Schatten

auf dem kindlichen Gesichte, dessen Unschuld und Lieblichkeit selbst das Herz eines Mörders hätte rühren müssen. Seine ältere Schwester umschlang ihn voll liebender Zärtlichkeit; sie stand auf der Lebensstufe zwischen Kind und Jungfrau und vereinte gleichsam die sanfte Melancholie ihres Vaters, die stolze Schönheit ihrer Mutter und die hingebende Frömmigkeit ihrer Tante in einer Seele. Ihre ideale Gestalt, von langen blonden Locken umwallt, schien kaum dieser Erde anzugehören. Das angeborene Gefühl ihres Ranges, die Leiden ihrer Eltern, die sich bereits tief ihrem Herzen einprägten und so lange sie lebte nicht von ihr vergessen wurden, verliehen ihr den Ausdruck einer ewigen Traurigkeit und eines melancholischen Ernstes für ihr ganzes übriges Dasein.

Den Schluß dieses Trauerzuges bildete der Brauer Santerre mit den Beamten, deren rohe, wüste Figuren gleichsam den königlichen Märtyrern zur Folie dienten und den Hintergrund des düsteren Gemäldes abgaben.

Die Grausamkeit und Vorsicht dieser Wächter konnte jedoch nicht verhindern, daß die armen Gefangenen vielfache Beweise der Theilnahme und des Einverständnisses erhielten. Ich konnte außer uns noch manchen andern Zuschauer an den Fenstern und

Bodenlöchern bemerken, treue Herzen, die die kurze Zeit dieses Spazierganges benutzten, um der gefallenen Majestät ihre Huldigungen aus der Ferne und oft mit Gefahr des eigenen Lebens darzubringen. Man wechselte mit den unbekannten, oder alten Freunden verstohlene Blicke, man verneigte sich und gab sich Zeichen. Die Königin schlug ihren Schleier zurück, um ihren Verehrern durch ein bezauberndes Lächeln zu danken; sie machte den König aufmerksam und deutete auf ihre Kinder. Diesen Augenblick benutzte Gugumos, um sich bemerkbar zu machen; er ließ ein weißes Schnupftuch wie eine Fahne zu der Dachluke hinauswehn, worauf die Königin leise mit ihrem schönen Haupte nickte. Bald jedoch war die Promenade beendet und die Gefangenen in ihren Kerker zurückgekehrt.

„Jetzt", sagte Gugumos zu mir, „nachdem Du die erhabenen Opfer der Volkswuth gesehn, wirst Du es begreifen, wenn ich keinen andern Wunsch habe, als Sie zu befreien. Deine Rührung sagt mir mehr, als es Worte vermögen, daß ich Dir vollkommen vertrauen darf."

In kurzen Worten entwickelte er hierauf seinen Plan, dessen Kühnheit mir die größte Bewunderung entlockte. Er hatte bereits mehrere entschossene Männer gewonnen, zum Theil wie er verkappte Royalisten,

zum Theil wirkliche Jakobiner, aber von Mitleid oder Geld bestochen. Mit diesen hoffte er, wenn die Reihe zur Bewachung des Temples wieder an ihn und seine Mitverschworenen kommen sollte, die übrigen Gefängnißwächter zu bewältigen und die Gefangenen zu entführen. Alles war vorgesehn, um die Flucht zu sichern, die verschiedenen Stationen im Voraus bestimmt und überall frische Pferde vorbereitet, um einen bedeutenden Vorsprung zu gewinnen und die Einholung unmöglich zu machen. Unter dem Vorwande, meine Auswechselung zu betreiben, sollte ich von seinem Anschlage den König von Preußen oder den Herzog von Braunschweig in Kenntniß setzen, damit ein vorgeschobener Posten, so nahe als möglich von Paris, die Flüchtlinge in Empfang nehme und unter seinem Schutz in das Lager der Verbündeten geleite. Er selbst durfte nicht einen solchen Brief schreiben, um sich nicht zu verrathen, da jede Correspondenz mit dem Feinde auf das Strengste verboten war und unausbleiblich mit dem Tode bestraft wurde. Obwohl ich mich auf das meinem Freunde gegebene Ehrenwort berief, wußte Gugumos mich nach und nach durch seine unwiderstehliche Überredungskraft dahin zu bringen, daß ich schließlich einwilligte, den von mir verlangten Brief zu schreiben und seinen verwegenen Plan zu unterstützen. Ab-

wechselnd verstand er es, mein Mitleid und meinen Ehrgeiz, alle meine Empfindungen und Leidenschaften in Bewegung zu setzen, indem er mir bald die Vortheile, bald die Größe und Erhabenheit einer solch' weltgeschichtlichen That auf das Dringendste vorstellte.

„Die Welt", rief er begeistert, „wird uns anstaunen und bewundern und unsere Namen werden für ewige Zeiten in den Annalen der Geschichte glänzen! Von unserem Muthe, unserer Kühnheit hängt das Geschick des Erdballs ab. Wird der König durch uns gerettet, so ist die Revolution vernichtet; denn sein Leben bürgt für das Fortbestehn der Monarchie. Die Parteien werden sich gegenseitig zerfleischen, während sie jetzt noch durch den gemeinsamen Haß zusammenhalten. Die besser Gesinnten werden neuen Muth schöpfen und sich erheben, ihre Furcht abschütteln und sich um den Namen des Königs schaaren. Der moralische Eindruck läßt sich nicht berechnen und ich zweifle keinen Augenblick, daß er allein hinreicht, um die Herrschaft des Pöbels zu stürzen. Kehrt Ludwig an der Spitze eines Heers, von den verbündeten Monarchen unterstützt, nach Frankreich zurück, so wird das ganze Volk ihm entgegenjauchzen und ihn mit offenen Armen empfangen. Dann hat die Revolution ihr Ende erreicht, die Hölle ist besiegt und das triumphirende Königthum, der heilige

Glaube zertritt den Drachen der Empörung. Wir aber, Du und ich, dürfen uns rühmen, die Welt von ihren schlimmsten Feinden befreit, das Jahrhundert gerettet, die verderbliche Aufklärung für immer gestürzt uud das Reich des Herrn von Neuem begründet und für ewige Zeiten befestigt zu haben. Als Wohlthäter der Menschheit wird man uns preisen, bewundern und anstaunen. In unseren Händen liegt das Geschick der Völker und Länder, das Loos von Millionen, denen wir Leben oder Tod, Gedeihn oder Vernichtung bringen, je nachdem wir uns entscheiden und handeln. Darum sprich, ob Du mir beistehn, oder die in Dich gesetzten Hoffnungen täuschen, die Welt mit mir erretten oder für immer verderben und den Segen oder den Fluch der ganzen Menschheit auf Dich laden willst!"

In dieser feierlichen Weise sprach jetzt Gugumos mit mir und unwillkürlich empfand ich einen Schauer vor der Größe und Verantwortung des Augenblicks, dessen geschichtliche Bedeutung und Folgen sich mir in ihrer furchtbaren Gewalt aufdrängten. Es war mir, als stiege vor mir der Geist der Geschichte riesengroß empor, um mich zu warnen, als stritten sich um mich die ewigen Mächte des Himmels und der Hölle, als würben um mich Dämonen und Genien der Menschheit, als hinge von meinem Ausspruche wirklich das

Schicksal einer Welt ab. Noch einmal zog vor meinem inneren Auge das ganze Jahrhundert mit seinen Kämpfen, seinem Ringen und Leiden vorüber, die so tief in mein eigenes Leben eingriffen und in meinem ganzen Dasein sich so wunderbar widerspiegelten. Es waren stets dieselben Gestalten, die bald als Illuminaten, bald als Rosenkreuzer, als Jakobiner oder als Royalisten, als Aufklärung und Verfinsterung, als Revolution oder Despotismus mir entgegentraten, um mich abwechselnd anzuziehn und abzustoßen. Ich rang nach Wahrheit und fand auf beiden Seiten nur Lüge und Täuschung, hier Bedrückung des Gewissens, Beschränkung und Verdummung, Heuchelei und Glaubenszwang; dort die Verirrungen der sogenannten Freiheit, Auflösung und Verneinung alles Bestehenden, blutige Ausschweifungen aller Art, Verspottung der Gesetze, Vernichtung der Ordnung und Selbstüberhebung bis zur Verleugnung der Gottheit und aller menschlichen Empfindungen.

Noch einmal siegten die alten Vorurtheile, die frühere Gewohnheit und vor Allem die sophistische Überredungskraft des Grafen Gugumos, verbunden mit dem tiefen Mitleid, das mir die königliche Familie einflößte, über all' meine Bedenken. Ich schrieb nicht nur den verlangten Brief an den Herzog von Braun-

schweig, sondern gab auch noch das Versprechen, meinen Freund vorsichtig auszuforschen und für unsern Anschlag zu gewinnen. In einem vertraulichen Gespräche mit Franz suchte ich von Neuem seine revolutionairen Ansichten zu bekämpfen und die Sehnsucht nach dem deutschen Vaterlande in seiner Brust zu erwecken, indem ich ihn bei den Erinnerungen unserer Jugendzeit und bei unserer Freundschaft beschwor, mit mir zurückzukehren.

„Nimmermehr!“ entgegnete er, bitter lachend. „Mag auch die Revolution sich mit Blut beflecken und in noch gröbere Ausschweifungen verfallen, so finde ich doch in ihr Leben und Bewegung, während über Deutschland noch ein Todesschlaf lagert. Ich müßte mir selber untreu werden, alle meine Ueberzeugungen verleugnen, zum vollendeten Heuchler werden, um es bei Euch auszuhalten. O! Du weißt nicht, was ich unter dem Druck der heimischen Verhältnisse gelitten habe. Mein Blut geräth in Wallung und mein blutendes Herz empört sich, wenn ich nur daran denke.“

„Laß mich“, bat ich den Ungestümen, „Deine Leiden wissen. Als Dein ältester Freund habe ich ein heiliges Recht auf Dein Vertrauen. Vielleicht bin ich im Stande Dir zu helfen, die Dir entgegenstehenden Hindernisse aus dem Wege zu räumen. Ich darf wohl sagen,

daß ich nicht ganz ohne Einfluß bei Hofe bin und Dir vielleicht in meiner Stellung nützen kann."

„Kannst Du die Vergangenheit ungeschehn machen, meine Erinnerungen auslöschen?" fragte er düster. „Mein ganzes Dasein ist gebrochen und darum stürzte ich mich in diesen Strudel, um mir selber zu entfliehn. In dem Sturm der Ereignisse, in diesem socialen Erdbeben finde ich ein mir verwandtes Element, in der allgemeinen Auflösung und Zertrümmerung alles Bestehenden ist mir wohl. Ich helfe wenigstens die alten Vorurtheile in den Staub stürzen und eine neue, bessere Zeit herbeiführen. Ich darf meine Rache an der Gesellschaft befriedigen, die mich gepeinigt und ohne Erbarmen mein Herz in Stücke zerrissen hat. Wenn die alte Welt zusammenbricht, die Throne zittern, der Adel mit seiner Selbstüberhebung vernichtet wird, dann möchte ich laut aufjauchzen vor nie gekannter Lust."

„Franz!" rief ich entsetzt. „Ich kenne Dich nicht wieder. Was ist mit Dir geschehn, daß Du dahin gekommen bist, um in der allgemeinen Zerstörung Deine Seligkeit zu finden?"

„Frage mich nicht", antwortete er finster, „dringe nicht weiter in mich! Vielleicht wird eine Zeit kommen, wo Du mich besser verstehn wirst. Du ge-

hörst ja zu den Glücklichen, zu den Bevorrechtigten und kannst mich daher nicht begreifen, so wenig, wie der Papagei in seinem goldenen Bauer den freien Falken fassen wird, der im Sturm und Unwetter seine Kreise zieht und in den dunklen Wolken, auf den einsamen Klippen haust."

Du mußt furchtbar gelitten, Entsetzliches erlebt haben."

„Umsonst bemühst Du Dich, mein Geheimniß mir zu entreißen; noch weniger wird es Dir gelingen, mich der Revolution und der Freiheit untreu zu machen. Lieber will ich mit ihr untergehn und mich unter ihren Trümmern begraben, als am Tische der Tyrannei schwelgen. Laß mich ruhig meine Wege gehn, mein Schicksal wird und muß sich erfüllen. All' Deine Anstrengungen sind vergebens, obgleich ich glauben will, daß sie Dir nur Deine alte Freundschaft eingegeben."

So von ihm zurückgewiesen, blieb mir nichts übrig, als zu schweigen und meine Pläne ihm zu verbergen; nur wegen meiner Auswechselung sprach ich noch mit ihm und er erbot sich von freien Stücken, diese Angelegenheit zu unterstützen und den darauf bezüglichen Brief an den Herzog von Braunschweig selbst zu besorgen, da er mit dem damaligen Kriegsminister in

Verbindung stand. Ich zögerte einen Augenblick sein Anerbieten anzunehmen und den Freund zu täuschen, aber ich hatte Gugumos mein Wort verpfändet und der Gedanke an den unglücklichen König und dessen Rettung ließ jedes andere Bedenken schwinden. Es war die einzige Möglichkeit, die sich mir darbot, um den gefährlichen Brief sicher und uneröffnet in das preußische Hauptlager vermittelst der französischen Vorposten zu befördern; da die Auswechselung der Kriegsgefangenen von beiden Seiten vielfache Veranlassung zu einer Correspondenz zwischen den feindlichen Regierungen gab.

Unterdeß näherte sich immermehr der Zeitpunkt, welchen Gugumos zur Ausführung seines kühnen Unternehmens bestimmt. Im Stillen hatte er alle seine Vorbereitungen getroffen, die königliche Familie in Kenntniß gesetzt, die nöthigen Verabredungen mit seinen Mitverschworenen getroffen und noch einige verwegene Männer mehr für seinen Zweck geworben. Nach wie vor zeigte er sich bei den Jakobinern, um keinen Verdacht zu erwecken, wo er sich durch seinen geheuchelten Tyrannenhaß und durch seine wilden Ausfälle auf das Königthum vorzugsweise bemerkbar machte. So war der verhängnißvolle Tag herangekommen, der das große welterschütternde Ereigniß herbeiführen sollte. Am

Abend desselben hatte mich Gugumos nach seiner Wohnung bestellt, um mir einige Papiere anzuvertrauen, die ich für den Fall des Mißlingens bei mir theilweise verbergen, theilweise vernichten sollte. Ich fand ihn mit dem Laden seiner Pistolen beschäftigt, die er für alle Fälle, sowie eine bedeutende Summe in Gold zu sich steckte. Ruhig und mit seltener Fassung gab er mir die nöthigen Anweisungen, auch wegen der Schriften, worauf er von mir mit derselben Ruhe Abschied nahm, indem er mir nochmals die größte Vorsicht einschärfte.

„Ich zweifle nicht daran", sagte er mit der ihm eigenen Zuversicht, „daß unser Vorhaben glücken wird. Ich mit zwölf Gleichgesinnten habe heute die Wache im Temple; für Wein ist gesorgt, um die Gefängnißwärter und die übrigen Posten zu berauschen. Kurz vor Mitternacht stürzen wir uns auf ein gegebenes Zeichen über die Wächter und Schließer und stoßen sie mit unsern Dolchen nieder, so daß Keiner uns durch sein Geschrei verrathen kann. Dann bemächtigen wir uns der Schlüssel und befreien die Gefangenen. In der rue Lazare erwartet uns der Wagen; ich habe mir die nöthigen Pässe von der Mairie verschafft. Der Officier am Thore gehört zu den Unsrigen; sollte jedoch ein nicht berechneter Vorfall ein-

treten, so sind wir stark genug, um die Thorwache ebenfalls zu überwältigen und die Durchfahrt zu erzwingen. Ich überlasse es Dir, uns auf dem Wege nach Versailles zu erwarten oder in Paris zu bleiben, um Dein gegebenes Wort zu halten. In keinem Falle hast Du Etwas zu befürchten, da Niemand außer mir darum weiß, daß Du mein Mitverschworener bist. Und nun leb' wohl, bis wir uns unter glücklicheren Verhältnissen wiedersehn, um den Lohn der großen That zu empfangen, der Dir nicht entgehn soll."

Ich selbst war zu bewegt und reichte ihm nur die Hand, die er flüchtig drückte, worauf er mich fast gewaltsam fortdrängte. Eine innere Unruhe trieb mich, ihm von Weitem zu folgen, obwohl er ausdrücklich meine Begleitung abgelehnt hatte. Ich sah nur, wie er hier und da von einer verdächtigen Gestalt angehalten wurde, mit der er heimlich einige Worte flüsterte, oder ein Zeichen des Einverständnisses wechselte, wobei er sich vorsichtig umschaute, um nicht belauscht zu werden. Gleich mir aber schien ihm ein zweiter Mann wie sein Schatten nachzugehn und Schritt auf Schritt ihm nachzuspüren, so daß ich den Unbekannten, der in seinem Mantel bis zur Unkenntlichkeit gehüllt vor mir herschritt, geneigt war, für einen Spion oder ein Mitglied der geheimen Polizei

zu halten. Ich wollte eben Gugumos warnen, als der Fremde mir zuvorkam und plötzlich, wie ein Raubvogel seine Beute, ihn am Arme ergriff und festhielt. Als ich mich ihm näherte, war ich Zeuge eines eben so eigenthümlichen, als wunderbaren Schauspiels.

Beide Männer standen einander mit wuthverzerrten Gesichtern gegenüber, der Fremde hatte seinen Mantel fallen lassen und erst jetzt erkannte ich in ihm zu meinem höchsten Erstaunen — den Baron von Wallenberg, meinen Kerkergenossen. Auch Gugumos hatte ihn erkannt, und dieser Anblick genügte, ihn so sehr aus der Fassung zu bringen, daß er einer regungslosen Bildsäule glich.

„Stehen die Todten wieder auf?" murmelte er, bleich wie eine Leiche und an allen Gliedern bebend.

„Ich bin es", entgegnete der Baron mit einem wilden Blick, der mich schaudern machte. „Ja, ich lebe noch, um den treulosen Freund, den Verführer meines Weibes, den Räuber meines Glückes zu bestrafen. Es giebt eine Gerechtigkeit."

„Laß mich!" flehte der Graf. „Leben und Tod, das Schicksal der Welt hängt von diesem Augenblicke ab. Ich bin bereit, zu jeder andern Zeit Dir Rechenschaft zu geben."

„Daß ich ein Thor wäre!" antwortete der Gegner.

„Ich kenne Dich und weiß, daß Du mich nur wieder täuschen willst, um meiner Rache zu entgehn. Folge mir; ich lasse Dich nicht los und hefte mich wie die ewige Vergeltung an Deine Fersen."

Mit diesen Worten suchte Wallenberg den Grafen fortzuziehn. Dieser rang mit ihm und suchte sich aus seinen Armen zu befreien. Beide waren so von Haß erfüllt, daß sie meine Gegenwart und meine Versuche, sie zu beschwichtigen, kaum zu bemerken schienen. Es war ein stummer, erbitterter Kampf in der zum Glück menschenleeren Gasse, ein gewaltsames Ringen mit der höchsten Anstrengung aller Kräfte. Ich sah, wie es Gugumos gelang, seine Rechte freizumachen und nach der Pistole in seinem Gürtel zu greifen; aber ehe er die Waffe spannen und losdrücken konnte, hatte der Baron sein Vorhaben durchschaut, dieselbe ihm entrissen und auf ihn abgefeuert. Der Getroffene stürzte zusammen; ich wollte ihm zu Hilfe eilen, aber Wallenberg verhinderte mich daran, indem er meinen Arm ergriff und mich mit sich gewaltsam fortzog.

„Lassen Sie den Elenden sterben!" rief er mir zu. „Wir dürfen uns nicht aufhalten, schon eilt das Volk herbei, das den Schuß gehört. Kommen Sie, wir müssen fliehn, wenn wir nicht in Stücke gerissen werden wollen."

Ich war zu entsetzt, um ernstlich Widerstand zu leisten, und ließ mich gegen meinen Willen fortreißen. Ehe ich wieder zur Besinnung kommen konnte, saß ich mit dem Baron in seinem verschlossenen Wagen, der in der Nähe auf ihn wartete. In wilder Hast fuhren wir durch die Straßen von Paris, die Wache am Thore ließ uns ungehindert passiren, da Wallenberg sich im Voraus mit einer Sicherheitskarte für zwei Personen versehen hatte, die er mit schwerem Golde erkauft.

In wenigen Minuten hatten wir das moderne Babel mit seiner Revolution, seinen himmelstürmenden Gedanken und wilden Verirrungen hinter uns. Wie ein Leichentuch breitete sich ein finsterer Nebel über die verschwimmende Stadt, die einem Vulkane glich, der statt Asche und Steine die Köpfe der Erschlagenen ausspie und Ströme von Blut statt der Lava fließen ließ.

VI.

Die neue Weltepoche.

„Ich bin Ihnen“, sagte der Baron, nachdem wir eine große Strecke des Weges in unaufhaltsamer Eile zurückgelegt, „noch Rechenschaft wegen meines Benehmens schuldig. Als mein Lebensretter haben Sie Anspruch auf meine Dankbarkeit und mein vollständiges Vertrauen. Das Wenigste aber, was ich Ihnen zu schulden glaubte, war Gleiches mit Gleichem zu vergelten und Sie vor dem sicheren Verderben zu bewahren.“

„Ich verstehe Sie nicht!“ entgegnete ich unwillig und gereizt.

„So werden Sie mich jetzt besser verstehn“, antwortete der Baron in ruhig sanftem Tone, indem er mir meinen Brief an den Herzog von Braunschweig erbrochen zeigte.

„Wie kommen Sie zu diesem Briefe?“ entgegnete ich entsetzt.

„Auf die einfachste Weise von der Welt. Ein Beamter des Kriegsministeriums hatte trotz aller von Ihnen angewendeten Vorsicht Verdacht geschöpft und den Brief geöffnet. Da er nicht der deutschen Sprache mächtig, wandte er sich an den ihm bekannten Leuchsering, der ihn vollkommen beruhigte und den Brief einstweilen behielt; jedoch im Stillen alle nöthigen Maßregeln traf, um das darin angedeutete Vorhaben zu vereiteln. Der gute Mann hat Ihnen zum zweiten Male das Leben gerettet und so seine Verbindlichkeiten gegen Sie hinlänglich erfüllt. Es war keine leichte Aufgabe für ihn, Sie zu schonen ohne seine Pflicht zu verletzen. Da ich mich ihm als einen Oberen des Illuminatenordens, dem er früher angehört, zu erkennen gegeben hatte, so faßte er Vertrauen zu mir und machte mich zum Mitwisser des gefährlichen Geheimnisses. Auch Ihr Freund wurde zu Rathe gezogen; Franz war anfänglich empört über Ihren Verrath und daß Sie ihn getäuscht, aber zuletzt siegte doch die alte Liebe zu Ihnen, obwohl er nicht übel Lust zu haben schien, den tugendhaften Römer zu spielen und den Freund der Freiheit aufzuopfern. Zuletzt beruhigte er sich und wir beschlossen gemeinschaftlich, Sie zu

beobachten und unter allen Umständen zu retten. Aus einigen Andeutungen in Ihrem Briefe glaubte ich den eigentlichen Urheber jenes kühnen Unternehmens entdeckt zu haben. Ich kannte diesen Mann, der unter den verschiedensten Gestalten und Namen nur ein Ziel verfolgt und die Ursache aller meiner Leiden ist. Ich werde Ihnen noch später von seinen Schandthaten erzählen, wie er mein Vertrauen betrogen, sich in mein Haus geschlichen, meine Familie zerstört, meinen Frieden und das Glück meines Lebens vernichtet hat. Seit Jahren war ich bemüht, seine Spuren zu verfolgen, um Rache für alle mir zugefügten Qualen zu nehmen, aber immer, wenn ich ihn schon festzuhalten hoffte, war er mir entschlüpft. Endlich sah ich ihn in meine Hand gegeben; ich beobachtete und verfolgte ihn auf Schritt und Tritt, ohne daß er davon eine Ahnung hatte, mit der ganzen Geduld und dem Scharfsinn eines Jahre lang genährten und nie befriedigten Hasses. Ich umspann ihn mit unsichtbaren Netzen; langsam und geduldig erwartete ich den ersehnten Augenblick für meine Rache. Mitten in seiner Thätigkeit, im Vorgefühle seines nahen Triumphes wollte ich ihn überraschen und vernichten. Dennoch hätte ich mich vielleicht von einem menschlichen Gefühle beschleichen lassen und ihn nicht getödtet, wenn

er mich nicht selbst gezwungen hätte. Ich wollte ihn nur zur Anerkennung seiner Schändlichkeiten und zur Herausgabe gewisser Papiere nöthigen, deren Besitz für mich von der größten Wichtigkeit ist und zu denen er auf unrechtmäßige Weise gekommen war. Noch wichtiger war es mir, von ihm Aufschluß über das Leben und die Schicksale meiner nächsten Angehörigen zu erhalten, deren sich der Bösewicht bemächtigt hatte. Leider zwang mich die Nothwehr, ihn gegen meinen Willen zu tödten, obwohl der Tod eine viel zu geringe Strafe für all' das Unheil ist, das er mir und Anderen bereitet. Urtheilen Sie nun selbst, ob ich anders in meiner Lage handeln konnte, wie ich verfahren?"

Während der Baron mir diese Aufschlüsse über seine Handlungsweise unaufgefordert gab, durchzuckte mich eine wunderbare Ahnung, die ich auszusprechen jedoch vorläufig noch unterließ, um mir erst Gewißheit wegen meiner Vermuthungen zu verschaffen.

„Es steht mir nicht zu", entgegnete ich, „da Sie mir, wie ich nicht zweifeln darf, das Leben gerettet und mich vor einer großen Gefahr mit eigener Aufopferung bewahrt haben, Ihre That zu richten; dennoch werden Sie mir verzeihn, wenn ich den Todten beklage, der mir stets nur Gutes erwiesen, obwohl ich zugeben will, daß er dabei seine besondern, mir unbekannten Zwecke ver-

folgte. Noch mehr bedauere ich aber, daß durch Ihr Dazwischentreten ein Ereigniß verhindert worden ist, das von den ungeheuersten Folgen gewesen wäre und womit der Verstorbene der Menschheit den größten Dienst zu leisten glaubte. Mögen Ihre persönlichen Vorwürfe gegen ihn noch so sehr gegründet sein, so werden Sie mir mindestens einräumen müssen, daß er, so weit ich ihn gekannt und beobachtet, wenig oder gar nicht in selbstsüchtigem Interesse handelte, sondern sich stets von einer höheren Idee leiten ließ und schon deshalb meine Theilnahme verdiente, abgesehn von all' den Wohlthaten, die ich ihm zu verdanken habe."

„Ich kenne auch diese Ideen, so wie ich das ganze Leben und Dasein dieses Mannes genau gekannt habe, der sich Graf Gugumos nannte. Er stammte, wie ich jetzt aus sicheren Quellen weiß, nicht aus einem griechischen Kaisergeschlechte, sondern aus der unerlaubten Verbindung einer vornehmen Römerin mit einem bekannten Kardinal. Dieser ließ den verbotenen Sproß einer wilden Liebe von den Jesuiten erziehn und bestimmte den Knaben, da er ungewöhnliche Anlagen zeigte, selbst für den geistlichen Stand. Man muß das System und die Erziehungsweise des Ordens kennen, um seine Macht und seinen Einfluß auf die Gemüther zu begreifen. Hauptsächlich bezweckt der

Unterricht desselben die Ertödtung jedes eigenen Willens und menschlichen Gefühls, an dessen Stelle die Kirche oder vielmehr der Orden selbst mit seinen Anschauungen, seinen Lehren und seinen Zwecken tritt. Gugumos wurde ein eben so begabtes, als thätiges Mitglied desselben und zu verschiedenen Missionen und Geschäften schon als Jüngling verwendet. So lernte er Menschen und Verhältnisse kennen und kalt benutzen; er bereiste fast alle Länder Europa's und knüpfte die mannigfachsten Verbindungen an, indem er sich für seine spätere Rolle vorbereitete. Im Umgange mit den Vornehmen, im Verkehr mit den Höfen, an denen er sich aufhielt, wurde er in manches Geheimniß eingeweiht und mit den Neigungen und Schwächen der Großen, der Fürsten und Staatslenker bekannt. Bald nach Aufhebung der Jesuiten gebrauchten er die erworbene Kenntnisse im Interesse und zur Wiederherstellung dieses gefährlichen Ordens. Zu diesem Zwecke verband er sich mit den Rosenkreuzern und Freimaurern, deren mystisch schwärmerisches Treiben ihm die willkommene Gelegenheit bot, seine Pläne im Verborgenen zu verfolgen. In einer der vielen Logen wurde auch ich mit ihm bekannt und durch den seltenen Geist und die Ueberredungskraft des Mannes so sehr gefesselt, daß ich ihm mein ganzes Vertrauen schenkte. Er be-

nutzte es nur dazu, mich zu verderben, als ich mit den ihm verhaßten Illuminaten in Verbindung trat und einer der Oberen dieser neuen Gesellschaft wurde, die vorzugsweise den Jesuitismus bekämpfte und Licht und Aufklärung zu befördern suchte. Gugumos gab mich heimlich bei der bayrischen Regierung an, welche die Illuminaten damals mit der größten Härte verfolgte. Ich wurde gefangen genommen und zum Tode verurtheilt, jedoch durch die Hilfe einiger wahren Freunde gerettet. Mit Hinterlassung meiner Frau und meiner Kinder floh ich nach Paris, wo ich mich mehrere Jahre unter einem falschen Namen aufhielt. Meine Güter wurden vom Staate eingezogen, zum Glück hatte ich den größten Theil meines baaren Vermögens in der Amsterdamer Bank niedergelegt, so daß ich nicht Noth zu leiden brauchte. Durch einen treuen Diener, den ich zurückgelassen, erfuhr ich später, daß Gugumos der Urheber meines Unglücks war; er benutzte meine Abwesenheit, um meine Frau, eine nur zu gläubige Katholikin, vollends mir zu entfremden und zu verführen. Sie folgte ihm, als er München verließ, in Begleitnng meiner Kinder. Nur durch die Hilfe jenes Dieners und mit den größten Geldopfern gelang es mir, wenigstens meine jüngste Tochter der ehrvergessenen Mutter zu entreißen und in der Schweiz bei einer

mir befreundeten Familie zu verbergen. Sagen Sie nun selbst, mein junger Freund, ob ich nicht hinlänglichen Grund hatte, diesen Mann zu hassen und mich an ihm zu rächen?"

„Leider", erwiderte ich nicht ohne Empfindlichkeit, „hat Ihre Privatrache nicht nur das schuldige Opfer, sondern auch den unschuldigen und unglücklichen König getroffen und seine Flucht unmöglich gemacht. Durch Ihr Dazwischentreten haben Sie eine That verhindert, wodurch dieser Gugumos alle seine bisherigen Vergehen gesühnt und seine große Schuld mit einem Male abgetragen hätte. Oder können Sie es leugnen, daß die Rettung des Gefangenen das größte Ereigniß des Jahrhunderts und von unberechenbaren Folgen gewesen wäre?"

„Auch hierin", bemerkte der Baron in mild überzeugendem Ton, kann ich Ihnen nicht beistimmen. Nur ein so einseitiger Ideologe und Fanatiker, wie Gugumos trotz seines Verstandes war, konnte sich einbilden, das Schicksal in seinem Laufe aufzuhalten und in den Arm der Vorsehung zu greifen. Welche Selbstüberhebung und unheilige Vermessenheit liegt in diesem Gedanken, obwohl ich Ihnen zugeben muß, daß kein gewöhnlicher Mensch eine solche Idee zu fassen vermag. Oder glauben Sie wirklich, daß ein Sterblicher noch im

Stande wäre, das rollende Rad der Weltgeschicke zu hemmen und der unaufhaltsamen Entwickelung der Menschheit Stillstand zu gebieten? Wer nicht das Walten einer höheren Macht in der französischen Bewegung erblickt, muß mit Blindheit geschlagen sein. In der Geschichte offenbart sich der Geist Gottes, wie in der Natur; er rächt die Sünden der Väter an den Enkeln; er zerstört in furchtbarer Erhabenheit, um Neues zu schaffen; er tödtet, nur um zu beleben. Ich beklage das Loos des unglücklichen Königs mit Ihnen, weil er, selbst unschuldig, nur die Schuld der Vergangenheit, nur die Fehler und Verbrechen seiner Vorgänger jetzt büßen muß; ich empfinde das tiefste Mitleid mit seinen unverdienten Qualen; aber der ewige Richter, den wir im Staube verehren, kennt nicht das schwächliche Mitleid des Menschenherzens, sondern nur die durch keine Regung des Gefühls bestochene Gerechtigkeit. Sein helles Auge allein sieht in die fernste Zukunft und überschaut das Ganze in seinem ununterbrochenen Zusammenhange; sein mächtiger Arm hält die Wagschaale mit den Gewichten von Jahrtausenden belastet und schwingt das blitzende Schwert der Vergeltung. Er allein hat diese neue, blutige Sündflut über die Welt gesendet und er wird aus den wilden Wogen die verjüngte Erde wieder emporsteigen und den Regenbogen

der Versöhnung strahlen lassen, wenn die Zeit ihm gut dünkt. Nicht meine Hand war es, die jenen vermessenen Mann tödtete, sondern eine höhere Macht führte mich zu seinem Verderben und zu Ihrer Rettung."

In dieser Weise suchte der Baron meine Einwendungen zu beseitigen und sich vor mir zu rechtfertigen; was ihm auch nach und nach so weit gelang, daß mein altes Vertrauen und meine Liebe zu ihm vollkommen wieder zurückkehrten. Im ferneren Verlaufe unserer Unterhaltung lernte ich den trefflichen Mann noch genauer kennen und immer mehr schätzen und verehren. Ich faßte eine solche Zuneigung zu ihm, daß ich fast kein Geheimniß vor ihm hatte und ihn mit meinem ganzen Leben, meiner Stellung und allen Zweifeln bekannt machte, indem ich ihn einen tiefen Blick in mein Inneres thun ließ und, wie von einer unsichtbaren Macht gezwungen, ihm meine bisherigen Verirrungen und Täuschungen, meine Beziehungen zu Gugumos und selbst meine Liebe zu Serena gestand. Er hörte mir aufmerksam und mit steigender Theilnahme zu; bei der Erwähnung Serena's und ihrer Mutter flog ein düsterer Schatten über seine klare Stirn und bei der Nachricht von ihrem Tode füllte sich sein Auge mit Thränen, so daß ich nicht länger zweifeln durfte, daß er ihr Vater war.

„Mein armes, verlorenes Kind!“ stöhnte er mit erschütternder Rührung und sank an meine Brust.

Lange Zeit vermochten wir Beide nicht vor innerer Bewegung zu sprechen, bis er endlich ruhiger wurde und mich aufforderte, ihm die näheren Umstände meiner Bekanntschaft, jeden kleinen Zug aus ihrem Leben zu berichten, wobei er mich häufig durch seine Fragen und theilnahmsvollen Ausrufungen unterbrach.

„Das Schicksal“, sagte er, als ich geendet, „hat mir eine Tochter geraubt und dafür in Dir einen Sohn gegeben; denn der Verlobte meines armen Kindes steht meinem Herzen so nahe wie die Todte selbst. Als Dein Vater habe ich ein Recht erworben, Dir zu rathen und zu helfen und für Dein ferneres Leben wenigstens Dein bester Freund zu sein. Du hast viel verschuldet, aber Deine Fehler sind die Fehler Deiner Erziehung und des Jahrhunderts, das seinem Ende entgegeneilt. Eine neue Zeit bricht herein und es war Dir vergönnt, ihren Geburtswehen beizuwohnen. Mag auch die Revolution sich durch ihr Wüthen selbst verzehren, aus ihrem Schooße ein neuer Tyrann hervorgehn, die ihr zu Grunde liegenden Ideen können nicht mehr untergehn und selbst der künftige Dictator, der wahrscheinlich aus dem blutigen Kampfe der Parteien emporsteigen wird, kann nur mit ihnen und durch sie

zum Siege gelangen. Das wiedergeborene Frankreich wird mächtig genug sein, um bei dem ersten unausbleiblichen Zusammenstoß das morsche deutsche Reich zu zertrümmern und auch in unserem Vaterland eine neue Gestalt der Dinge herbeizuführen. Leider besitzen wir nur wenige Männer, welche ihre Zeit begreifen und die nöthige Einsicht besitzen, dem drohenden Unheil vorzubeugen und den Forderungen einer neuen Weltepoche zu genügen. Der Zufall hat Dich vor Tausenden begünstigt, die Ereignisse der letzten Zeit Deinen Blick geöffnet und geschärft; an der Quelle der Bewegung war es Dir vergönnt, ihren Grund ihr Ziel, so wie ihre Fehler und Verirrungen aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Benutze diese Kenntnisse lediglich zum Heile Deines Vaterlandes und zunächst Preußen's, das vermöge seiner Bildung und ganzen Entwickelung mir dazu berufen scheint, eine hervorragende Rolle bei der Neugestaltung aller Verhältnisse zu übernehmen und die unzerstörbaren Güter des Fortschrittes für ganz Deutschland zu bergen. Hilf, wie Du bisher geholfen hast Nacht und Verfinsterung verbreiten, jetzt das Licht fördern und die alten Vorurtheile besiegen. Nur so wirst und kannst Du Deine bisherige Schuld sühnen, den Frieden Deiner Seele und die Achtung der Besseren wieder-

finden. Darauf gieb mir Deine Hand und schwöre bei dem Andenken Serena's, rein und gut wie sie zu werden."

„Gern", entgegnete ich tief ergriffen, „will ich Ihnen diesen heiligen Eid leisten; denn mein bisheriges Treiben widert mich an und ich habe stets den tiefsten Ekel davor empfunden, wenn ich auch schwach genug war, den Verhältnissen und dem Rathe Anderer nachzugeben. Aber ich fürchte, daß ich in meiner bisherigen Stellung ein höheres Ziel, wie Sie es mir vorgezeichnet, nicht verfolgen kann, ohne in die größten Widersprüche zu gerathen. Wie sehr es mir jedoch Ernst damit ist, Ihren Rath zu befolgen, mögen Sie daraus ersehn, daß ich entschlossen bin, meine jetzige Stellung aufzugeben und auf eine noch so glänzende Laufbahn zu verzichten."

„Ich freue mich", erwiderte der Baron, mir die Hand entgegenstreckend, „eine solche Gesinnung bei Dir zu finden und zu sehn, daß Dir kein Opfer zu schwer fällt, um Deine edlen Entschlüsse auszuführen. Aber dessen bedarf es nicht einmal, da grade Deine jetzige Stellung Dir die Gelegenheit bietet, das Gute zu thun und noch öfter das Böse Anderer abzuwehren. Es wäre eine Thorheit zu behaupten, daß es am preußischen Hofe und in der Umgebung des Königs

nicht ehrliche Männer gebe; ich selbst kenne deren Einige, vor Allen den herrlichen Freiherrn von Stein, mit dem ich Dich bekannt zu machen hoffe, ein Freiherr in der vollsten Bedeutung des Wortes und Einer der edelsten Deutschen. Auch der künftige Thronfolger soll, wie ich höre, ein gediegener Charakter sein, durchaus ernst, sittlich und seiner hohen Aufgabe sich vollkommen bewußt. Früher oder später wird und muß er zum Mittelpunkte der besseren und reineren Elemente des Hofes werden. Schließe Dich diesen Männern an, indem Du Dich von Deiner bisherigen Umgebung allmälig zurückziehst, ohne gradezu mit ihnen auffallend zu brechen. Ich selbst bin hinlänglich in das Leben am Hofe eingeweiht, um zu wissen, daß selbst das Gute oft durch schlechte Kanäle seinen Weg zu den Ohren und dem Herzen der Fürsten nehmen muß, daß die Wahrheit hier oft der Schminke nicht entbehren kann. Alles kommt nun darauf an, daß man sich selbst in der allgemeinen Verderbniß nicht verliert und stets sein besseres Selbst in der Berührung mit den unsauberen Geistern fleckenrein erhält. Darum rathe ich Dir nicht zu einem jähen Bruche mit Deiner Vergangenheit, sondern nur zu einer allmäligen Auflösung der bisherigen Verhältnisse. Dein eigenes Gewissen wird Dir am besten sagen, was Du ferner

thun und lassen sollst, und die Klugheit Dir rathen, wie Du Dich zu benehmen hast, um der Welt in Deiner Stellung zu nützen und die frühere Schuld wieder gut zu machen."

Durch solche Worte und Belehrungen suchte der Baron, an dem ich in der That einen zweiten Vater fand, mich aufzurichten und über mich selber aufzuklären. Die kurze Zeit, welche mir damals vergönnt war, in seiner Gesellschaft zuzubringen, war von entscheidendem Einflusse für mein ganzes künftiges Leben. Mit der Ruhe und Gedankentiefe des Philosophen verband er den praktischen Blick des vollendeten Staatsmannes. Gleich weit entfernt von der Schwärmerei der Rosenkreuzer, dem Gewissenszwange der Pietisten und den Verirrungen der Revolution, huldigte er einer gesetzmäßigen Freiheit, wollte er den Fortschritt in seiner naturgemäßen Entwickelung. Vor Allem aber war er Patriot im besten Sinne: er liebte sein Vaterland, die deutsche Nation und blickte darum besorgt in die Zukunft, aber zugleich voll Vertrauen auf die göttliche Vorsehung und die geschichtliche Bedeutung, den innern Kern seines Volkes. Viel zu schnell für mich verschwanden die eben so genußreichen als fruchtbringenden Stunden in seiner Gesellschaft; ich fühlte, daß ich durch ihn bereits ein Anderer geworden war,

daß in seiner Nähe alle besseren Keime meiner Seele sich aus ihrem Schlafe erhoben und zum ferneren Gedeihn entwickelten. Leider mußten wir uns trennen, da er über Straßburg nach der Schweitz eilen wollte, um seine einzige, ihm noch übrig gebliebene Tochter zu umarmen. Bevor ich von ihm Abschied nahm, machte ich ihn noch mit den Papieren bekannt, die mir Gugumos in der Vorahnung seines Schicksals zur Aufbewahrung übergeben, wobei ich die Vermuthung aussprach, daß sich unter den mir anvertrauten Dokumenten vielleicht auch die ihm entwendeten Schriftstücke finden dürften, welche die Unschuld des Barons beweisen und ihn zum Besitz seiner von der Regierung eingezogenen Güter verhelfen könnten.

Gemeinschaftlich durchforschten wir das versiegelte Packet, da wir Beide von dem Tode des Jesuiten vollkommen überzeugt waren. Wir fanden nicht nur, was wir suchten, sondern noch viele andere Beweise seiner sträflichen Verbindungen mit den Rosenkreuzern am preußischen Hofe, sowie eine vollständige Correspondenz mit dem General des aufgehobenen Jesuiten-Ordens und mehreren Mitgliedern desselben, aus denen hinlänglich der eben so fein als verrucht angelegte Plan hervorging: nach und nach den Protestantismus zu verdrängen und durch den Katholicismus zu ersetzen.

Wir mußten in der That über den Geist und die ungeheueren Mittel staunen, welche dem außerordentlichen Manne zu Gebote standen. Er hatte mit bewunderungswürdiger Schlauheit und Ausdauer die Fäden eines unsichtbaren Netzes über alle Länder ausgebreitet, überall die einflußreichsten Verbindungen angeknüpft und die hervorragendsten Männer bald mit, bald ohne ihr Wissen für seine Intriguen gewonnen und benutzt. Besonders waren es die verschiedenen Logen und deren Obere, die er durch sein verwegenes Gaukelspiel vollkommen getäuscht, so daß er unter den Freimaurern eine große Zahl von geheimen Anhängern zählte, bereit, seinen Worten und Winken blindlings zu folgen.

Viele dieser Mittheilungen waren in räthselhaften Charakteren und in einer verborgenen Zahlenschrift abgefaßt, für die jedoch der Baron den nöthigen Schlüssel besaß, da er als früherer Illuminat sich derselben ebenfalls bedient hatte. Er las dieselben mit der höchsten Theilnahme, indem er mir ihren Inhalt wortgetreu mittheilte. So lernte ich immermehr das entsetzliche Gewebe von absichtlichen Täuschungen und verwegenem Betruge kennen, in dem ich selbst nicht ohne meine Schuld verstrickt gewesen. Mit Schaudern blickte ich in den Abgrund, vor dem ich

noch vor kurzer Zeit gestanden. Auch mein Name kam vielfach in den Papieren vor und ich ersah aus den verschiedenen Bemerkungen über mich, daß Gugumos mich nur als ein gefügiges Werkzeug für seine Absichten betrachtet hatte, ohne jedes menschliche Interesse und ohne alle Theilnahme für mich und mein Geschick. Auch ich war ihm nicht mehr gewesen, als eine der vielen Zahlen in seinen ewigen Berechnungen, als ein unbedeutendes Rad der von ihm in Bewegung gesetzten ungeheueren Maschine. Nicht ohne Beschämung erfuhr ich jetzt, wie gering er im Ganzen über mich gedacht, wie genau er die Schwäche meines Charakters gekannt und meine Unerfahrenheit und Unselbstständigkeit für seine besonderen Zwecke ausgebeutet. Der letzte Rest meiner Zuneigung für ihn schwand aus meinem Herzen, da nach meiner Meinung nichts mehr die Eigenliebe eines Menschen verletzt, als wenn er sich von einem überlegeneren Geiste vollkommen durchschaut und gemißbraucht findet, obwohl mir mein Verstand sagte, daß das von Gugumos gegebene Bild meines Charakters und Wesens nur zu sehr der Wahrheit nahe kam und dem Originale glich.

Der Baron machte mir den Vorschlag, die Mehrzahl dieser Schriftstücke zu vernichten und

nur die wichtigsten für den Fall der Noth aufzubewahren, worein ich auch gern willigte. Wir zündeten in unserem Nachtquartier ein Feuer an und übergaben das Paket bis auf einige wenige Papiere den Flammen.

„So verzehrt", sagte der väterliche Freund, in die Glut und Asche starrend, „ein einziger Augenblick das Resultat und die Anstrengung eines ganzen Menschenlebens und der Wind verweht es bis auf die letzten Spuren. Fast könnte ich den Mann bedauern, so viel Leid er mir auch zugefügt, daß von ihm nichts übrig bleibt, als dies Häuflein zerstiebender Asche. Sie predigt aber überzeugender als Alles, daß das Werk der Lüge vergeht und die Wahrheit allein nur ewig ist. Deshalb kann ich auch nicht die allgemeine Furcht vor den Jesuiten theilen, obwohl ich die Bedeutung des Jesuitismus und seine Umtriebe keineswegs zu gering schätzen möchte. Dieser wird stets unter den verschiedensten Formen und Gestalten wieder emportauchen, seine Bemühungen, den Fortschritt der Menschheit aufzuhalten, immer wieder erneuen, aber nie erreichen, weil er dem Geist in der Geschichte widerspricht und jeder inneren Wahrheit entbehrt. Was den Jesuitismus früher groß gemacht, war die innere Zerfahrenheit des Protestantismus, die politisch-

theologische Richtung desselben, wodurch er seinem inneren Berufe untreu wurde, indem er hier zu einer Hofreligion ausartete, dort den ehrgeizigen Vergrößerungsplänen der Fürsten diente und somit seine ursprüngliche Bedeutung immermehr verlor. Um so klarer wußte der damals auftauchende Jesuitenorden, was er wollte, um so besser verstand er es, die Schwächen seiner Gegner auszuspüren und anzugreifen. Kein Wunder, daß er in seiner Geschlossenheit, mit seiner wunderbaren Disciplin, seiner Lebensklugheit längere Zeit triumphirte und nahe daran war, den Protestantismus gänzlich zu vernichten. Aber mit dem Siege kam auch die Selbstüberschätzung, das Streben nach äußerem Ansehn, nach der weltlichen Macht. Es gab eine Zeit, wo in der That die Jesuiten die Herrschaft der Welt in ihren Händen hielten und ihre Werkzeuge oder blinden Anhänger auf den mächtigsten Thronen saßen. Aber die innere Lebenskraft des Protestantismus zeigte sich im Augenblicke der Gefahr. An England's Kreidefelsen zersplitterte die stolze Armada des spanischen Philipp und unter der protestantischen Elisabeth entwickelte sich der neue Geist zu einer nie geahnten Blüthe, zu einem wahrhaft großartigen Aufschwung aller Verhältnisse des Lebens und der Kunst. Damals entdeckte Franz Drake zum zweiten

Male Amerika und schenkte einen halben Welttheil seinem kleinen Vaterlande, während das katholische Spanien trotz der Goldgruben Peru's und Mexico's täglich ärmer und schwächer wurde. Damals offenbarte Shakespeare in seinen unsterblichen Dramen gleichsam das protestantische Bewußtsein des Jahrhunderts, indem er das äußere Schicksal der antiken Tragödie durch die innere Freiheit und das mahnende Gewissen ersetzte und die Poesie wie den Menschen von den ehernen Fesseln des Fatums erlöste, das große Princip seines Jahrhunderts mit der siegreichen Macht des Genius verkündigend. Auch in Deutschland erstand dem Jesuitismus ein neuer Feind in den aufblühenden Schulen, die sich frei vom scholastischen Zwange und den Banden der Kirche zu entfalten begannen. Was die Theologie gesündigt und verloren, eroberte die protestantische Schule von Neuem, die Freiheit des Gedankens, der Forschung und der Wissenschaft. An diesem Bollwerke zersplitterte der Jesuitismus und so lange der Protestantismus seinem ursprünglichen Wesen treu bleibt, wird er stets seines Gegners spotten können. Vor Allem aber hat Preußen diese Aufgabe zu erfüllen; um so bedauerlicher ist daher seine gegenwärtige Richtung, die jedoch hoffentlich nicht mehr von langer Dauer sein wird. Nicht der

katholische, sondern der protestantische Jesuitismus ist Deutschland's, ist Preußens schlimmster Feind."

Unter solchen Gesprächen näherten wir uns immermehr der Grenze und dem Lager der Verbündeten, ohne fernere Abenteuer, obwohl wir bald mitten in das Getümmel und die Drangsale des Krieges hineingeriethen. Unterweges erfuhren wir bereits den gezwungenen Rückzug des Herzogs von Braunschweig nach der berühmten Kanonade von Valmy, wo vor dem Genie des französischen Oberbefehlshabers Dumouriez zum ersten Male der preußische Waffenruhm erblich. Nicht nur die Berichte der Bevölkerung, sondern der eigene Augenschein belehrte uns, daß die Revolution über ihre äußeren Feinde einen entscheidenden Sieg davon getragen. Die durch den fortwährenden Regen aufgeweichten Landstraßen waren mit Trümmern des geschlagenen Heeres bedeckt; umgeworfene Wagen, steckengebliebene Munitionskarren und verdorbene Lafetten bezeichneten hinlänglich den einer Flucht fast ähnlichen Marsch der Preußen. Hier und da sahen wir ein todtes Pferd auf dem Boden liegen, mit noch weit größerem Mitleiden die Leiche eines armen Soldaten, vor Müdigkeit und Krankheit, eine Folge der traurigen Witterung, erschöpft am Wege hingesunken. Wir begegneten verschiedenen Nachzüg-

lern, die erbärmlich aussahen und an der unter den Truppen allgemein verbreiteten Ruhr litten, ab und zu auch einige Reiter, welche zu Fuß mit ihren unbehülflichen Stiefeln sich kaum fortschleppen konnten und dazu noch die Sättel der gefallenen Thiere auf ihren Schultern tragen mußten. Ueberall Gegenstände des Jammers und des Elends. Hier lag ein Packknecht tod auf der Chaussée, halb im Schlamme begraben, über den die Wagen fortfuhren, dort eine mit Kranken angefüllte Ambulance umgeworfen, so daß die armen Menschen laut jammernd herumlagen, ohne sich helfen zu können. Das traurige Schauspiel war wohl geeignet, mich mit Abscheu vor den Gräueln des Krieges zu erfüllen, und ich verwünschte mehr als einmal im Stillen die mir bekannten Urheber eines solchen Unglücks.

Umgeben von diesen Bildern des Schreckens und des Todes, gelangten wir endlich in das preußische Hauptquartier, wo wir Alles in der größten Verwirrung und Rathlosigkeit fanden. Einen solchen Ausgang des Feldzuges hatte Niemand erwartet, obwohl es gleich anfänglich nicht an warnenden Stimmen gefehlt hatte. Niemand wußte jetzt, was geschehen sollte; die Führer und Generäle hatten die Köpfe verloren, die gemeinen Soldaten, von Hunger und Krank-

heit gequält, waren muthlos, wenn sie auch noch mechanisch ihre Schuldigkeit thaten und trotz aller Entbehrungen sich aufrecht und ihres alten Rufes würdig zu erhalten suchten. Es fehlte nicht an gegenseitigen Vorwürfen und Beschuldigungen; mit jedem Tage lockerte sich das ohnehin unnatürliche Band zwischen den Verbündeten und die alte Eifersucht zwischen Oesterreich und Preußen regte sich von Neuem. Schon sprach man von geheimen Verhandlungen des preußischen Hauptquartiers mit dem französischen Oberbefehlshaber, von einem bereits abgeschlossenen Waffenstillstand. Mit großer diplomatischer Gewandheit wußte der General Dumouriez die vorhandene Stimmung und den Zwiespalt der Verbündeten zu benutzen, indem er die Preußen mit auffälliger Freundlichkeit und Zuvorkommenheit behandelte, wodurch er das Mißtrauen des österreichischen Hauptquartiers nur noch steigerte.

In der nächsten Umgebung des Königs selbst hatten sich zwei Parteien gebildet, von denen die eine auf die Fortsetzung des Krieges drang, während die andere den Frieden und selbst ein inniges Bündniß mit der jungen Republik anrieth und befürwortete. Friedrich Wilhelm war zwar nach wie vor ritterlich genug gesinnt, die unglückliche Königsfamilie nicht zu verlassen,

aber die Verhältnisse waren stärker als er und zuletzt blieb ihm nichts übrig als der Nothwendigkeit mit blutendem Herzen nachzugeben. Die Friedenspartei, an deren Spitze Haugwitz und der Minister von Schulenburg standen, hatten, um ihn von den französischen Verhältnissen abzulenken, seine Aufmerksamkeit auf die in Polen sich entwickelnden Ereignisse gerichtet, wo sich eine neue Theilung vorbereitete und der mögliche Gewinn von Danzig ihn verlockte. Die Anstrengungen Bischofswerder's, der für die Fortsetzung des Krieges besonders stimmte, blieben ohne Erfolg, da er zum großen Theil seinen bisherigen Einfluß eingebüßt. Ein Zufall hatte, wie ich hörte, zu dieser Unwandlung das Meiste beigetragen und dem Günstlinge nicht wenig in den Augen seines Herrn geschadet. Im Verlaufe des Feldzuges war nämlich ein Brief von Bischofswerder's Schwägerin, einer verwittweten Gräfin Pinto, voll zärtlicher Liebesergüsse, die ein mehr als zweideutiges Verhältniß zwischen Beiden verriethen, in die Hände des Feindes gefallen. Um Bischofswerder lächerlich zu machen, ließ der Nationalconvent diesen Liebesbrief wörtlich im „Moniteur" abdrucken, wodurch der König den allerdings großen Skandal erfuhr. Der Handel war um so ärgerlicher, da Bischowswerder stets mit seiner Moralität vor

seinem Herren groß gethan; jetzt aber als entlarvter Heuchler vor ihm dastand. Nur die Güte des Königs und seine Nachsicht mit menschlicher Schwäche rettete ihn diesmal vor dem wohlverdienten Sturz, obwohl seit jener Begebenheit das Vertrauen zu seinem Günstlinge einen bedeutenden Stoß erlitten hatte. Diese Nachrichten erfuhr ich zum größten Theil von dem Cabinetsrath Lombard, der ebenfalls, wie ich, in die Hände des Feindes gefallen, aber bald wieder ausgelöst worden war. Aus seinen Andeutungen durfte ich fast mit Gewißheit annehmen, daß er selbst der Ueberbringer wichtiger Zugeständnisse von Seiten des französischen Oberbefehlshabers gewesen. Er wurde nicht müde, mir die französische Liebenswürdigkeit des Generals Dumouriez und seiner Umgebung anzupreisen, wobei er die Vorliebe für seine halben Landsleute keineswegs verbarg. Auch der Minister Haugwitz, dem ich meine Aufwartung machte, verschwieg mir nicht, daß er das Ende des Krieges sehnlichst herbeiwünsche und wie er geneigt sei, die Republik anzuerkennen und mit ihr den Frieden so bald als möglich abzuschließen. Nur der gute König, der mich mit der ihm angeborenen Freundlichkeit empfing, schien noch immer zu schwanken und nur mit Widerstreben seine Einwilligung zu der Räumung Frankreichs zu geben,

die der Nationalconvent als die erste Bedingung jeder Unterhandlung forderte. Ich war nicht wenig über die Lauheit erstaunt, womit das Schicksal der unglücklichen Gefangenen aufgenommen wurde; selbst Friedrich Wilhelm hatte kaum noch einige Worte der Theilnahme und des Bedauerns für die königliche Familie im Temple.

„Du siehst", sagte der Baron, als ich ihm deswegen klagte, „wie sehr sich die öffentliche Meinung in kurzer Zeit geändert hat. Die Revolution hat bereits gesiegt und selbst ihre größten Feinde sehen sich gezwungen, diese Thatsache zuzugeben."

Dieser Meinung schien auch Goethe zu sein, mit dem ich im Lager zufällig wieder zusammentraf, wobei er sich unserer ersten Begegnung und des gemeinschaftlichen Abendbrodes an der Tafel des Herzogs von Weimar freundlich erinnerte. Er gab uns auf unser Verlangen ein eben so interessantes als anschauliches Bild von der berühmten Kanonade bei Valmy und der darauf folgenden moralischen Niederlage des preußischen Heeres.

„Die größte Bestürzung", schloß er seinen Bericht, „verbreitete sich über die Armee. Noch am Morgen hatte man nichts Anderes gedacht, als die sämmtlichen Franzosen aufzuspießen und aufzuspeisen, ja mich selbst

hatte das unbedingte Vertrauen auf ein solches Heer, auf den Herzog von Braunschweig, zur Theilnahme an dieser gefährlichen Expedition gelockt; nun aber ging Jeder vor sich hin, man sah sich nicht an, oder wenn es geschah, so war es, um zu fluchen, oder zu verwünschen.

Wir hatten, eben als es Nacht werden wollte, zufällig einen Kreis geschlossen, in dessen Mitte nicht einmal, wie gewöhnlich, ein Feuer konnte angezündet werden; die Meisten schwiegen, Einige sprachen, und es fehlte doch eigentlich einem Jeden Besinnung und Urtheil. Endlich rief man mich auf, was ich dazu denke, denn ich hatte die Schaar gewöhnlich mit kurzen Sprüchen erheitert und erquickt; diesmal sagte ich: von hier und heute geht eine neue Epoche der Weltgeschichte aus, und Ihr könnt sagen, Ihr seid dabei gewesen."

Als der berühmte Dichter diese Worte mit sonst an ihm ungewohntem Pathos sprach, war es mir, als ob der Geist der Geschichte selbst zu mir geredet und die Wahrheit aus dem Munde eines gottgeweihten Propheten sich mir offenbart hätte.

VII.

Am Hofe.

Absichtlich berühre ich nur obenhin in meinem Lebensbilde die nachfolgenden historischen Ereignisse, zunächst den berüchtigten Rückzug aus der Campagne, der in Goethe selbst seinen meisterhaften Darsteller gefunden hat. Nur noch kurze Zeit war ich ein Zeuge dieser traurigen Scenen, da ich den Befehl erhielt, dem bereits vorausgeeilten Minister von Schulenburg nach Berlin zu folgen, wo die preußische Diplomatie die in Frankreich eingebüßte Lorbeeren auf Kosten des unglücklichen Polens wieder zu gewinnen hoffte. Es war dies nicht nur ein himmelschreiendes Unrecht, sondenr der größte politische Fehler, indem die preußische Regierung unter nichtigen Vorwänden in eine neue Theilung Polens willigte und sich somit der

natürlichen Schutzmauer gegen österreichen Ehrgeiz und russische Eroberungssucht beraubte. Vergebens warnte der edle, verkannte Herzberg vor einem solch' offenen Bruch des Völkerrechts in einem Schreiben an den König, worin er verlangte, daß Polen als ein Wahlreich erhalten werden sollte, um sich desselben gegen die ehrgeizigen Bestrebungen Oesterreichs und Rußlands zu bedienen, umsonst erklärte er unverholen, daß er von der Beibehaltung der jetzigen Politik den völligen Untergang des preußischen Staates voraussehe; der treue Diener wurde verspottet und ungnädig zurückgewiesen.

Mir selbst blieb in meiner untergeordneten Stellung nichts übrig, als mich den höheren Anordnungen zu fügen und meine Rückreise anzutreten, um an den beginnenden Verhandlungen und an der sich entwickelnden polnischen Tragödie meinen bescheidenen Antheil zu nehmen. In Begleitung des Barons von Wallenberg verließ ich das preußische Hauptquartier, auf das Beste noch die kurze Zeit benutzend, die mir vergönnt war, in Gesellschaft des ausgezeichneten Mannes zuzubringen. Diese wenigen Tage waren genügend in Verbindung mit meinen letzten Erlebnissen, eine vollständige Umwandlung meines inneren Menschen hervorzubringen. Die edlen Grundsätze und hohen Lehren des väter-

lichen Freundes gaben meinem schwankenden Charakter eine festere Richtung; ich prägte sie tief meinem empfänglichen Herzen ein und gelobte mir und ihm, von nun an unter allen Verhältnissen ihnen treu zu bleiben.

Mit inniger Rührung nahmen wir, als endlich die Trennungsstunde für uns schlug, von einander den zärtlichsten Abschied. Ich wußte, daß ich trotz des Unterschieds in unserem Alter einen wahren Freund für mein ganzes Dasein gewonnen hatte. Wiederholt sprach er den Wunsch und die Hoffnung eines baldigen Wiedersehns unter glücklicheren Verhältnissen aus, indem er zugleich mich mit den versprochenen Empfehlungen an den Freiherrn von Stein und noch einige Staatsmänner von ähnlich patriotischer und edler Gesinnung versah, mit denen er im vertrauten Briefwechsel stand. Als ein gänzlich anderer Mensch kam ich nach Berlin zurück, wo ich anfänglich ein höchst zurückgezogenes Leben führte, da die Abwesenheit des Königs, der noch immer bei dem Heere verweilte, mich von meinem Erscheinen bei Hofe und in der Gesellschaft entband. Ich benutzte die mir vergönnte Zeit zu ernsten Studien und Ausfüllung wissenschaftlicher Lücken, theils nach eigenem Ermessen, theils nach Anweisung meines väterlichen Freundes, da ich zumal in seinem Um-

meine mangelhafte Bildung kennen lernte und die Nothwendigkeit einsah, diesem fühlbaren Uebelstande abzuhelfen. Von allen meinen früheren Bekannten suchte ich zunächst nur den ehrlichen Meister Thomas auf, dem ich von seinem Freund Leuchsfering Nachricht gab und die herzlichsten Grüße brachte. Ich fand ihn fast unverändert wieder in seinen beschränkten Verhältnissen, nach wie vor als ein wahrer Philosoph die zerrissenen Schuhe flickend und von seiner Dachstube aus das Getriebe der Welt mit klaren Augen überschauend. Ich mußte ihm meine Erlebnisse und besonders die Ereignisse in Paris und im Hauptquartier ausführlich erzählen; er hörte mir aufmerksam zu, bald den klugen Kopf unwillig schüttelnd, bald vergnügt nickend.

„Ja, ja!“ sagte er, als ich geendet hatte. „Die Menschheit geht vorwärts und läßt sich nicht mehr zurückhalten. Während wir Deutschen denken und träumen, handeln diese verwünschten Franzosen für sich und uns. Nun hat es keine Noth mehr mit dem Fortschritt und der Aufklärung; denn die Fackel, die sie in Paris angezündet, leuchtet für die ganze Welt. Wir kleinen Illuminaten können jetzt unser Dreierlicht ruhig auslöschen und die Nachtvögel, Pietisten und Rosenkreuzer, werden so leicht nicht wieder aufkommen.

Je mehr ich darüber nachdenke, desto klarer wird es mir, daß all' die geheimen Gesellschaften mit ihren Zeichen und Graden völlig überflüssig geworden sind, seitdem die Revolution in Frankreich ausgebrochen ist. Sie kommen mir dagegen wie ein Kinderspiel vor, wie wenn unerwachsene Knaben unter sich Krieg führen, während Männer in blutiger Schlacht um das Höchste kämpfen. Deswegen sehe ich fast ohne Besorgniß und Bedauern, wie die ganze Verbindung der Illuminaten sich allmälig auflöst. Sie waren nur die Vorläufer einer neuen Zeit, so zu sagen, die ersten Zuckungen und krampfhaften Erscheinungen der großen Weltkrisis. Freilich haben wir eine Freiheit ohne Blutvergießen, eine Erhebung des Volkes auf friedlichem Wege gewollt, aber das sind und bleiben eben Träume und fromme Wünsche; denn alles Große in der Welt kann nicht ohne Kampf und Erschütterung ins Leben treten. Ich glaube und fürchte, daß auch Preußen einer schweren Zeit entgegengeht; aber gewiß wird auch unser Vaterland siegreich aus allen Prüfungen hervorgehn."

„Das gebe Gott!" entgegnete ich aus vollem Herzen.

„Jetzt kommt es darauf an", fuhr der wackere Meister fort, „daß die rechten Männer an die Spitze

treten, und vor allen Dingen, daß Alle für Einen, Einer für Alle stehn, daß die Regierung die im Volke vorhandenen Kräfte besser entwickelt und benutzt, wie das bisher geschehn. Das Heer allein, das Friedrich der Große geschaffen und beseelt, thut es nicht mehr. Das haben wir gesehn, und so sehr es mich als Patriot schmerzt, daß unser alter Waffenruhm verloren gegangen ist, so freue ich mich als Bürger daüber, daß die Volkskraft und Begeisterung der Franzosen diesmal über die alte Disziplin und Taktik gesiegt. Wenn Preußen diese Lehre für die nächste Zeit benutzt, so kann es getrost der Zukunft entgegensehn. Hätte unser großer König diese Zeit erlebt, so würde er gewiß mit Freuden ihre Vortheile benutzt, ihre Fehler vermieden haben. In diesem Augenblick fehlt uns leider ein Genius wie der seinige und darum zittere ich für die nächste Zeit und für unser armes Vaterland."

Bei dem besten Willen konnte ich ihm nur beistimmen, da ich die einflußreichsten Personen in der Umgebung des Königs zu genau kannte, obwohl es sich nicht leugnen ließ, daß eine Umkehr zum Besseren sich im Stillen, wenn auch nur langsam vorbereitete. Ich selbst hatte durch die Vermittlung des Barons von Wallenberg nach und nach eine Reihe von würdigen

und ausgezeichneten Männern kennen gelernt, die in ihrer Sphäre eine neue und edlere Richtung vertraten. An ihrer Spitze stand der bekannte Freiherr von Stein, den ich im Namen meines väterlichen Freundes begrüßte und von dem ich in Folge dieser Empfehlung eben so offen als freundlich empfangen wurde. Die kurze Zeit, die mir in seiner Nähe zu verweilen vergönnt war, reichte hin, mir seinen hohen Werth, seinen staatsmännischen Blick, seine edle Freisinnigkeit und festen Charakter aufzuschließen, so daß ich voll Bewunderung und Vertrauen von ihm schied. Aber vorläufig waren diese zukünftigen Stützen und Retter Preußens auf ihren engen Wirkungskreis beschränkt und weder ihr Ansehn, noch ihr Einfluß groß genug, um eine wirkliche und entscheidende Macht auf die immer bedenklicheren Verhältnisse auszuüben.

Die eigentliche Leitung des Staates befand sich damals in den Händen solcher Männer wie Haugwitz, Luchesini und Lombard, der bald mit dem Ersteren auf dem vertrautesten Fuße stand. Luchesini, ein geborner Italiener und von Friedrich dem Großen wegen seiner geistreichen Antworten über die Gebühr geschätzt, war zwar ein feiner und schlauer Diplomat, aber auch ein scharf berechnender Egoist, stets bereit, seine Meinung und bessere Ueberzeugung dem Vortheil zu

opfern. Trotzdem er in den letzten Lebensjahren der tägliche Gesellschafter und literarische Freund des großen Königs war, hatte ihn dieser, vielleicht aus Mißtrauen in seinen Charakter, zu keinem Geschäfte von Bedeutung verwendet. Erst unter seinem Nachfolger wurde er Gesandter in Rom und später einer der einflußreichsten Lenker der preußischen Politik, bis er zuletzt sein neues Vaterland undankbar aufgab, um Kammerherr bei der Schwester Napoleon's, der Prinzessin Elise Bacchiochi, zu werden. Weit wichtiger und mächtiger war jedoch das Ansehn des Grafen von Haugwitz, eines geborenen Schlesiers. Der viel genannte Cabinetsminister, der den Grafen Schulenburg verdrängte, genoß schon in seiner frühesten Jugend eine frömmelnde, sentimentale herrnhutische Erziehung, die den Keim zu seiner verfehlten Richtung legte und den Schlüssel zu seiner ganzen Erscheinung und seinem Wesen abgab. Später studirte er in Halle und Göttingen, wo grade die Begeisterung für die Klopstock'sche Bardenpoesie und der Hainbund in vollster Blüthe standen. Haugwitz folgte der damaligen Strömung der Geister, wie er sich später weniger aus innerem Bedürfniß, als aus Eitelkeit und Nachahmungstrieb der darauf folgenden Sturm- und Drangperiode in die Arme warf, indem er die Poesie zum Deckmantel eines liederlichen Lebens

und die sogenannte Genialität zur Entschuldigung seine Extravaganzen benutzte.

Damals machte er in Begleitung des jungen, noch übermüthigen Goethe und der ihm in vielen Stücken ähnlichen Brüder von Stolberg die bekannte Schweizerreise; man schwärmte in der schönen Natur, badete in den krystallenen Gebirgsseen, begeisterte sich für nackte klassische Formen und gefiel sich in allerlei poetischem Muthwillen. In ähnlicher Weise trieb sich Haugwitz später allein in Italien herum, wo er am längsten in Florenz am Hofe des Großherzogs Leopold von Toscana, des nachmaligen deutschen Kaisers, sich aufhielt. Hier lernte er den üppigen Lebensgenuß und die italienischen Intriguen an der Quelle kennen und bereitete sich so für die diplomatische Laufbahn vor. Nach seiner Rückkehr verheirathete er sich mit der Tochter des Generals von Tauentzien, des berühmten Vertheidigers von Breslau. Mit seiner jungen Gattin führte er anfänglich auf seinen Gütern ein idyllisch-phantastisches Schäferleben à la Geßner; er war Corydon, sie Daphne, ihr Lieblingslämmchen am blauen Seidenbande führend, während er unschuldsvolle Lieder im gezierten Tone dichtete und die Hirtenflöte blies. Bald jedoch langweilten sich Beide auf dem Lande; es kam zu einem skandalösen Bruche, der fast zur

offenen Scheidung führte. Haugwitz ging nach Berlin und kam auf Empfehlung des Landgrafen Carl von Hessen in die Umgebung Friedrich Wilhelm des Zweiten. Bei seiner Schmiegsamkeit fand er sich leicht in den herrschenden pietistisch-frivolen Ton am Hofe, der seiner eigensten Natur vollkommen entsprach. Bischofswerder wurde sein intimster Freund, Madame Rietz seine Gönnerin und der gute König so sehr für ihn eingenommen, daß er ihn bald zu den wichtigsten Geschäften gebrauchte. Auf den Wunsch seines alten Freundes, des Kaisers Leopold, wurde er zum Gesandten in Wien ernannt und bald darauf mit der Leitung der äußeren Angelegenheiten als Cabinets-Minister betraut.

In dieser Stellung hat Haugwitz weniger aus bösem Willen, als aus Charakterlosigkeit und Mangel an politischer Einsicht und Energie viel zu dem nachfolgenden Ruin des preußischen Staates beigetragen, obwohl man Unrecht thut, ihm allein die Schuld und Verantwortung jener traurigen Ereignisse aufzubürden. Schwach und haltungslos, wie er war, ließ er sich von der Macht der Verhältnisse fortreißen, indem er stets nur der augenblicklichen Stimmung folgte und sich von dem Erfolge leiten ließ. Alle Richtungen und Fehler des Jahrhunderts spiegelten sich in dieser

Chamäleonsnatur wieder; abwechselnd schwärmte er mit Rosenkreuzern, betete er mit den Pietisten, taumelte er mit den liederlichen Roués am Hofe. Des Morgens ging er in die Kirche, weil der herrschende Ton es wollte, und des Abends soupirte er in der ausgelassensten Gesellschaft, um die Mode des Tages mitzumachen. Dieselbe Zerfahrenheit herrschte in seinen politischen Ansichten, wo es ihm an jeder Selbstständigkeit und höheren Gedanken fehlte. So ließ er sich anfänglich von Oesterreich und Rußland beeinflussen, um später vor dem Genie Napoleons im Staube zu liegen, um ein Lächeln des Gewaltigen buhlend, in der eitelsten Selbsttäuschung befangen, von dem großen Corsen überlistet und zum Verderben Preußens gemißbraucht.

Dazu kam seine gänzliche Abhängigkeit von dem frivolen und gewissenlosen Lombard, der sich dem arbeitsscheuen, von so verschiedenen und sich widersprechenden Interessen und Zerstreuungen abgehaltenen Minister fast unentbehrlich zu machen wußte. Dies ging so weit, daß der Cabinetssecretair mehr als einmal alle Rücksichten schwinden ließ und durch seinen Bruder Peter den Minister mit folgenden Worten zu sich bestellte: „Sage doch dem Grafen Haugwitz, ich hätte ihm etwas mitzutheilen; daß er ja nicht vergißt, morgen

früh zu mir zu kommen.“ Kein Wunder, wenn die öffentliche Meinung den Grund einer solchen unerhörten Vertraulichkeit in den abscheulichsten Verhältnissen suchte! Ueberhaupt gab das Privatleben des Ministers der Skandalsucht des Berliner Publikums einen nur zu reichlichen Stoff, so daß es ihm an aller Achtung fehlte und die ärgerlichsten Geschichten über ihn und seine Gemahlin im Umlauf waren. Da er kurze Zeit nach meiner Rückkehr an die Stelle des Grafen Schulenburg getreten war, so verfehlte ich nicht, ihm als meinem Vorgesetzten meine Aufwartung zu machen. Wie der berühmte Lavater, den der Minister noch als junger Mann auf seiner Schweizerreise in Zürich besucht hatte, war auch ich überrascht von der Aehnlichkeit seiner Züge mit dem Bilde, das sich der fromme Glaube von dem Erlöser geschaffen hat. Aber dem heiligen Ausdruck des Gesichts war ein irdischer, fast möchte ich sagen, mephistophelisch-sinnlicher Beigeschmack aufgeprägt, so daß ich dem Schweizer Physiognom nicht Unrecht geben konnte, wenn er im Vertrauen sich darüber äußerte: „es sei ihm noch nie ein Mensch vorgekommen, der hinter der Larve des Christuskopfes so viel Immoralität verberge.“

Mit der hohen, reinen Stirn contrastirte der sinn-

liche, üppige Mund, der in fortwährendem Schlürfen zu genießen schien. Die schönen, ausdrucksvollen Augen wurden durch einen lauernden, schielenden Blick entstellt. Vor Allem aber fehlte der kleinen, zierlichen Gestalt der Ausdruck männlicher Würde. Auch in seinem Aeußeren verrieth sich schon seine fast weibliche Natur, ein hoher Grad von Empfänglichkeit und Schmiegsamkeit, die ihn nur zu geeignet machte, jede beliebige Richtung der Zeit in sich aufzunehmen und wiederzugeben, aber von vornherein alle Originalität und Willenskraft ausschloß.

Unwillkürlich mußte ich daneben an die kräftige Erscheinung des Freiherrn von Stein, an den sittlichen Ernst, an die eherne Energie des großen Staatsmannes denken, der dazu berufen war, die Fehler des Grafen von Haugwitz wieder gut zu machen und Preußen vor dem von jenem herbeigeführten Untergange zu retten. Es war, als ob die Natur sich gefallen hätte, die größten Gegensätze zu schaffen: hier einen antiken Charakter, fest wie Granit bis zur Schroffheit, Alles an eine große Idee, an die Befreiung Deutschlands setzend, frei von jeder Selbstsucht, rein und erhaben in seiner sittlichen Strenge; dort eine moderne Figur, zerfahren und zersplittert; zuerst ein süßlicher Student, dann abwechselnd Schön-

geist, Landwirth, Theosoph, Geisterseher, Frömmler und zuletzt ein unfähiger Staatsmann ohne moralische Basis, ohne jeden leitenden Gedanken, Alles Lüge und Schein, während in Stein die Wahrheit und Tugend wie verkörpert schien.

Nur zu bald erkannte ich die Oberflächlichkeit meines neuen Vorgesetzten, so wie den Leichtsinn, womit von ihm und Lombard die wichtigsten Angelegenheiten behandelt wurden, und das in einer Zeit, welche, reich an den größten Ereignissen, die höchste Wachsamkeit und ein entschiedenes Handeln verlangte. Fehler auf Fehler wurden begangen, wozu ich vor allen die durch den Grafen Schulenburg eingeleitete, durch Haugwitz beendete Theilung Polens rechne. Was Preußen dadurch an Länderzuwachs gewann, verlor es in der öffentlichen Meinung und an innerer Einheit, so wie an äußerer Kraft. Ich war ein Zeuge der diplomatischen Wortbrüchigkeit und des Verraths an dem unglücklichen Volke, seiner heldenmüthigen Erhebung unter dem unsterblichen Kosziusko und seines Unterganges durch die russischen Bajonnete unter dem Schlächter Suwarow.

Nicht minder traurig waren die Folgen des gegen Frankreich so leichtsinnig unternommenen Krieges, der noch immer andauerte und mit einem unersetzlichen

Verluste an Menschenleben und Geld so lange fortgesetzt wurde, bis selbst der verblendete König es einsah, daß er nur von Oesterreich hintergangen, von dem bereits in Auflösung begriffenen deutschen Reich verlassen, Preußens Kräfte erschöpfte, das Blut seiner Unterthanen unnütz opferte und den Staatsschatz ohne jede Aussicht auf Erfolg leerte. Nur durch die höchste Nothwendigkeit gezwungen, willigte er endlich in den Frieden mit der französischen Republik, der in Basel durch den bekannten Minister Hardenberg abgeschlossen wurde. Zum Dank für all' die großen Opfer, die Preußen seinen Verbündeten gebracht, wurde es von dem österreichischen Cabinete verleumdet und des Verrathes an der deutschen Sache angeklagt.

Auch die englische Regierung, an deren Spitze damals der große Pitt stand, machte in ihrem eigenen Interesse und aus Feindschaft gegen Frankreich jetzt die größten Anstrengungen, die bereits eingeleiteten Friedensverhandlungen in Basel zu hintertreiben, nachdem England die dem Könige versprochenen Hülfsgelder vorenthalten. Fast wäre es dem Gesandten, Sir Arthur Paget, noch gelungen, durch seine Intriguen und seine Verbindung mit der Kriegspartei am preußischen Hofe sein Ziel zu erreichen. Er versprach die nicht bezahlten Subsidien von London herbeizu-

schaffen, besonders aber stützte er sich auf das vertrauliche Verhältniß, in dem er zu der damals wieder allmächtigen Madame Rietz stand, durch deren Einfluß er den König zu gewinnen hoffte.

„Theuere Wilhelmine!“ sagte er ihr vor seiner Abreise, „die Wendung, welche die Angelegenheiten nehmen, ist unberechenbar. Um Gottes Willen, treiben Sie den König zum Handeln. Die allgemeinen und besonderen Uebel, denen wir preisgegeben sind, sind zu groß. Mir bleibt immer nur der eine Trost: auf Sie rechnen zu dürfen.“

Die eitle Frau fand sich nicht wenig geschmeichelt, daß in ihrer Hand gleichsam das Geschick der Welt gelegt war. Zum Glück jedoch besaß sie wenig, oder gar keinen politischen Ehrgeiz; bei aller Schlauheit war ihr Horizont beschränkt und ihr Sinn mehr auf die kleinlichen Intriguen der Liebe, als auf die Diplomatie gerichtet; sie glich nicht einer Cleopatra, nicht einmal einer Pompadour. Der Nachfolger Sir Arthurs, Lord Spencer, glaubte durch Gold mehr zu bewirken, als sein Vorgänger durch Schmeicheleien und Zärtlichkeit. Er verlangte durch ihre Vermittlung eine geheime Audienz bei dem Könige und bot ihr für diesen Dienst, wenn er reüssirte, ein Geschenk von — einmalhunderttausend Guineen. Madame Rietz war so klug,

oder so uneigennützig sein Anerbieten, wie sie mir versicherte, zurückzuweisen. Der König bewilligte zwar die verlangte Audienz, blieb aber diesmal fest in seinem Entschlusse, mit Frankreich Frieden zu machen; ein Verdienst, das sich der Prinz Heinrich, der alte Anhänger der Revolution, vorzugsweise zuschrieb.

So wurde ungeachtet aller Gegenminen der Friede in Basel abgeschlossen und die betreffende Urkunde von Hardenberg selbst nach Berlin gebracht, den ich so glücklich war, damals ebenfalls kennen zu lernen. In ihm fand ich das Muster eines vollendeten Staatsmannes, die glücklichste Mischung von Geist und Gemüth, von Scharfblick und persönlicher Liebenswürdigkeit, ein moderner Perikles, dem nur die Charakterfestigkeit des Freiherrn von Stein gebrach, um untadelhaft zu sein. Durch Baron Wallenberg, den er in der Schweiz gesehn und mit dem er aus früherer Zeit befreundet war, wurde ich auch ihm empfohlen und er verfehlte nicht, mich in seine Gesellschaft zu ziehn und mit der ihm eigenen Humanität mir fortwährende Beweise seines Wohlwollens zu geben, indem er später, als das Schicksal ihn an die Spitze der Regierung stellte, mich in seine Nähe rief und an der von ihm und Stein ausgehenden Neugestaltung

Preußen's in ehrenvollster Weise Theil nehmen ließ, mich ihm zu ewigem Danke verpflichtend.

Während der Anwesenheit Hardenberg's wurde die Ruhe der Residenz durch ein Ereigniß gestört, wie es von Zeit zu Zeit in Berlin immer wieder zum Vorschein kommt. Gleich nach der Bekanntmachung des abgeschlossenen Friedens rotteten sich allabendlich verschiedene unruhige Köpfe, vorzugsweise aber die fremden und auch einheimischen Schneidergesellen zusammen und durchzogen lärmend und pfeisend die Straßen, ohne daß für ihr Betragen sich irgend ein zureichender Beweggrund auffinden ließ. Es kam dabei zu Excessen aller Art, zu Beleidigungen und Thätlichkeiten mit den Vorübergehenden. Fenster wurden eingeworfen, bekannte, verhaßte Beamte und andere Personen insultirt, so daß sich die Behörden endlich genöthigt sahen, gegen die Lärmmacher einzuschreiten und einige Rädelsführer einzusperren. Dadurch wurde das Uebel jedoch nur noch verschlimmert; denn die Schneidergesellen, die bei solchen Gelegenheiten das alte Vorurtheil des Volkes gegen ihre Tapferkeit keineswegs rechtfertigen, kehrten in um so größerer Anzahl jetzt zurück, um mit lautem Geschrei die Freilassung ihrer gefangenen Kameraden zu verlangen.

Da diesem Ansinnen, wie begreiflich, nicht nachgegeben werden konnte, so schritt die muthige Schneiderschaft zur offenen Gewalt, indem sie einen ernstlichen Angriff auf die betreffenden Gefängnisse und öffentlichen Gebäude machte. Die gegen die Tumultuanten aufgebotene Feuerwache der damaligen Bürgerwehr wurde von der weltbekannten Courage der Gesellen zurückgeschlagen und mußte mit Spott und Schimpf unverrichteter Sache abziehn. Selbst die herbeigerufenen Soldaten waren nicht glücklicher, da es ihnen verboten wurde, auf die Rebellen zu schießen, obwohl diese von den Dächern herab mit Ziegeln und Mauersteinen die königlichen Truppen förmlich bombardirten. Bereits hatte der Unfug zum Ergötzen des Pöbels mehrere Tage gedauert und Berlin war in der That der Herd einer Schneiderrevolution.

Es fehlte nicht am Hofe an furchtsamen Seelen, die vor Greuelscenen, ähnlich den Parisern zitterten, im Geiste schon die Guillotine auf dem Dönhofsplatz und die Republik im Anzug sahen. Aber dahin sollte es zum Glücke nicht kommen; die loyale Bürgerschaft der Residenz ermannte sich und erbot sich von freien Stücken, die Beilegung des Tumultes ohne jeden militairischen Beistand zu bewerkstelligen und die Aufrührer zu Paaren zu treiben; welches Anerbieten auch

höheren Orts mit dem besten Danke angenommen wurde. Die Truppen wurden demgemäß zurückgezogen und die Bürger sperrten die Straßen ab, worauf die tapferen Schneidergesellen, da sie nichts zu essen fanden, sehr kleinmüthig wurden nnd nach und nach Mann für Mann von den Dächern herabstiegen, um sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Die Mehrzahl der Helden wurde darauf einfach ausgepeitscht und mit einem blauen Denkzettel versehn; nur der Rädelsführer, Namens Schmidt, härter bestraft und zum Karren beim Festungsbau in Spandau verurtheilt.

So endete die berühmte Berliner Schneiderrevolution, die zu ihrer Zeit großes Aufsehn erregt hat. Vielleicht nicht ganz ohne Grund wurden als die Urheber dieses Straßenskandals verschiedene österreichische Agenten beschuldigt, welche Deutschland glauben machen wollten, als hätte die preußische Bevölkerung auf die Weise ihre Unzufriedenheit mit dem Baseler Frieden zu erkennen geben wollen; was jedoch keineswegs der Fall war, da man sich damals noch nicht so viel um Politik bekümmerte, wie heut zu Tage, und höchstens inwendig raisonnirte, wenn man mit den Maßregeln der Regierung nicht einverstanden war. Weit eher ließ sich annehmen, daß die französische Republik in Berlin zahlreiche Anhänger und Freunde zählte;

selbst unter den preußischen Officieren und Mannschaften wollte Lord Malmesbury, wie er in seinen Briefen behauptet, eine starke demokratische Färbung und Hinneigung zu den Grundsätzen der Revolution gefunden haben. Von Neuem wurde das Jakobinerthum von der Hofpartei und den Rosenkreuzern als ein Schreckgespenst benutzt, womit man dem guten, schwachen König Furcht einjagte. Bischofswerder und seine Freunde, deren Macht in der äußeren Politik jetzt einigermaßen gesunken war, benutzten diesen Popanz, um wenigstens im Innern jede freisinnige Regung zu unterdrücken. Zu diesem Zwecke wurde die bestehende Censur noch mehr geschärft und ein geheimes Polizei-Amt errichtet. Besoldete Spione schlichen überall in den verschiedensten Verkleidungen herum und denuncirten die vertraulichsten Aeußerungen. Wie vorher durch Aberglauben und Geistererscheinungen, so wurde jetzt Friedrich Wilhelm der Zweite durch Furcht vor der Revolution und durch absichtliche Schreckbilder geheimer Verschwörungen beherrscht.

Ueberhaupt war der vorangegangenen Erhebung des Königs eine um so größere Erschlaffung des Geistes gefolgt, wovon zunächst seine körperlichen Leiden, eine Folge seiner Anstrengungen, die Schuld tragen mochten. So lange er sich im Lager befand,

entwickelte er den hohen Muth, das Erbtheil der Hohenzollern, zeigte er Festigkeit und Ausdauer. Wie der gemeine Soldat ertrug er ohne Murren die Beschwerden und Strapazen der Feldzüge; mehr als einmal setzte er sich sowohl in Frankreich, wie später in Polen den größten persönlichen Gefahren aus. Der ritterliche Geist seiner Ahnen war auch ihm angeboren und in ihm lebendig; es lag weniger an seiner Tapferkeit, als an der Uneinigkeit der Verbündeten und der zögernden Vorsicht des Herzogs von Braunschweig, daß er nicht glücklicher im Felde gewesen. Stets war er es fast allein, der zur entscheidenden Schlacht und zum kühnen Angriff drängte, ohne jedoch die Bedenklichkeit seines eigenen Feldherrn und die österreichische Langsamkeit besiegen zu können; aber immer war er der Erste im Gefecht und der Letzte beim Rückzug.

Mißmuthig über den unglücklichen Ausgang seines Unternehmens gegen Frankreich, selbst in Polen, wo er mehr gewonnen, durch österreichische Schlauheit und russische Brutalität überflügelt, mit seinen früheren Bundesgenossen veruneinigt, von den eigenen Dienern und seiner nächsten Umgebung vielfach verrathen, versank er in eine moralische Niedergeschlagenheit und Apathie, die ihn von Neuem in die Arme des frivolen

Vergnügens trieb. Weniger als je interessirte er sich für die ernsten Geschäfte der Regierung, die er seinen Günstlingen und Ministern überließ, während er selbst seinem früheren Gange zur Zerstreuung folgte. Nach dem harten Leben des Feldlagers suchte er Entschädigung in den Freuden der Tafel, in glänzenden Festen und in der Gesellschaft liebenswürdiger und schöner Frauen. In demselben Maße stieg auch wieder das Ansehn der Madame Rietz, welche das Geheimniß besaß, seine stumpfe Seele zu reizen und sich ihm unentbehrlich zu machen. Den größten Theil seiner Zeit brachte er in ihrer Gesellschaft zu, ihre Creaturen herrschten in Gemeinschaft mit den Rosenkreuzern, zu denen auch der Adjutant des Königs, Herr von Manstein, ein ehrlicher, aber im Ganzen beschränkter Officier, gehörte.

In solcher allgemeinen Verderbniß war am Hofe glücklicher Weise ein neuer Stern für Preußen aufgegangen. Es war dies Preußen's künftiger Genius, die unvergeßliche Luise, eine Tochter des Herzogs Carl Ludwig Friedrich von Mecklenburg-Strelitz. Frühzeitig ihrer trefflichen Mutter durch den Tod beraubt, wurde sie bei ihrer, durch Geist und Herz gleich ausgezeichneten Großmutter, einer Fürstin von Hessen-Darmstadt, erzogen. Auf einer Reise mit derselben

kam sie in Begleitung mit ihrer jüngeren Schwester Friederike auch nach Frankfurt am Main, wo damals während des zweiten französischen Feldzuges der König von Preußen mit seinen beiden Söhnen, dem herrlichen Thronfolger und seinem liebenswürdigen Bruder, dem Prinzen Ludwig, Winterquartiere bezogen hatte. Das reizende Schwesterpaar, deren Anmuth und Liebenswürdigkeit Jean Paul in der Widmung zu seinem „Titan" als die der wiedergeborenen Grazien feierte, wurde von Friedrich Wilhelm dem Zweiten auf das Freundlichste empfangen und nach beendigter Theater-Vorstellung zum Soupiren eingeladen. Hier war es, wo der Kronprinz an der Abendtafel Luise zum ersten Male erblickte und, von dem Zauber ihrer himmlischen Erscheinung gefesselt, eine innere Stimme zu hören glaubte, welche ihm damals zurief: „Die ist es, oder Keine sonst auf Erden!"

Diese wahrhaft entscheidende Macht des ersten Eindrucks steigerte sich noch bei der bald darauf erfolgten näheren Bekanntschaft der Liebenden, wobei der Kronprinz in der schönen Form nur den Abglanz einer schönen Seele finden sollte. Und wie er selbst zu Luisen, so fand sich der jüngere Bruder zu ihrer Schwester Friederike hingezogen. Beide hatten von Kindheit auf in Freud' und Leid zusammengehalten,

jetzt verschwisterten sich auf's Neue ihre Herzen in dem gemeinschaftlichen Gefühle einer an den Höfen sonst nicht gekannten Liebe. Der gute König war bei allen seinen Schwächen ein vortrefflicher Vater, glücklich in dem Glücke seiner Kinder, denen er gern gestattete, der freien Neigung zu folgen, ohne eine eigensüchtige Politik zu befragen. In freudiger Rührung vollzog er selbst die doppelte Verlobung und den feierlichen Ringwechsel, worauf die Vermählung der hohen Paare für das nächste Weihnachtsfest bestimmt wurde.

Kurz vor dem schönen Tage reiste Luise mit ihrer Schwester von Darmstadt nach Berlin in Begleitung der trefflichen Großmutter. Die fürstlichen Freier waren den glücklichen Bräuten bis Potsdam entgegengeeilt, um sie zu empfangen.

Am zweiundzwanzigsten December, an einem heitern frischen Wintermorgen, erfolgte der feierliche Einzug der hohen Paare. Die ganze Hauptstadt befand sich in der freudigsten Aufregung, das Volk konnte in seiner Ungeduld die Ankunft der Verlobten kaum erwarten und strömte zum Thore hinaus ihnen entgegen. Es sah sich so an, als ob vom Morgen bis zum Mittag ganz Berlin ausgewandert sei und auf der Straße von Potsdam bis nach Schöneberg hin kampire.

Dort in Schöneberg, dem nächsten, nur eine halbe Meile von der Hauptstadt entfernten Dorfe, standen von zehn Uhr Morgens an die Zünfte, Gilden und Corporationen, welche nach altem Brauch den Prinzessinnen voranreiten sollten. Sechs königliche Post-Sekretaire, an der Spitze von vierzig blasenden Postillonen, alle neu uniformirt, eröffneten den Zug. Daran reihten sich das Corps der Frachtfuhrleute, das ehrwürdige Schlächtergewerk von Berlin in blauen Röcken, stolz auf seinen, durch früher bewiesene Tapferkeit errungenen Vorrang vor den übrigen Zünften; die Schützengilde in grüner Uniform mit phirsichblüthenfarbigen Aufschlägen; eine Schaar Berliner Bürgersöhne in altdeutscher Rittertracht; die vereinigte Brauer- und Brenner-Gilde; zwei Züge junger Kaufleute und zum Beschluß die älteren Handelsherren in blauen Röcken mit ponceaurothem Besatz. Alle waren jenseit des Dorfes Schöneberg so aufgestellt, daß sie zur Linken am Rande der Chausée mit gezogenen Degen gegen diese Front machten, während zur Rechten ein Theil der königlichen Garde du Corps in der prachtvollen großen Staatsuniform hielt.

In der vorgeschriebenen Weise setzte sich der Zug nach Ankunft und jubelnder Begrüßung der sehnlichst Erwarteten in Bewegung. Am Potsdamer Thore

wurden die Prinzessinnen von dem Magistrat der Stadt empfangen. In der Leipziger und Wilhelms-Straße hatten die Compagnieen der bewaffneten Bürger-Garde ein Spalier gebildet, sie grüßten die Ankommenden mit klingendem Spiele und wehenden Fahnen. Tausende von Zuschauern füllten die festlich geschmückten Häuser bis hinauf zu den Giebeln und Dächern, von den Verwegenen erstiegen. Die am Wege stehenden Bäume trugen diesmal ganz absonderliche Früchte, nämlich — die bekannten Berliner Straßenjungen. Aber in höchsten Glanze prangte der damals wie heut berühmte Weg „Unter den Linden.“ Dort erhob sich in der Nähe des dem Prinzen Heinrich zugehörigen Palais, dem jetzigen Universitätsgebäude, die hohe Ehrenpforte, genau nach den Angaben des bekannten Professors Rammler gebaut, den seine Zeitgenossen den preußischen Horaz nannten.

In Form eines römischen Triumphbogens erhob sich der sechszig Fuß hohe Bau; über dem Hauptportale schwebte der doppelte Brautkranz, von frischer Myrthe gewunden. Der Vordergiebel ruhte auf acht gekuppelten korinthischen Säulen, trotz des Winters von grünem Laub umrankt und durch eine Kette frischer Blumen miteinander verbunden. Aber in dem verzierten Fries leuchtete die Inschrift: „Freude dem ge-

treuen Volke!“ Darunter erschien die holde Jünglingsgestalt Hymen's als Gott der Ehe, umtanzt von einer Schaar freudiger Liebesgötter und schwebenden Amoretten. Die Spitze wurde von den Standbildern der Liebe und Eintracht gekrönt, welche auf die Worte wiesen: „Gleiche Freundschaft! gleicher Liebesbund!“ An jeder Seite flammte ein Rauchaltar, umgeben von dreißig Knaben der französischen Colonie, in den Farben der Hoffnung gekleidet und mit Blumenspenden in den Händen, daneben die reizendsten Mädchen von Berlin in weißen Gewändern, mit Kränzen in den Haaren, aus deren Mitte die Schönste Luisen das Festgedicht überreichte, welches mit den folgenden Versen schloß:

„Und Du erscheinst, es tönt Dein Lob von tausend Zungen,
Als unserer Treue erster Sold,
O nimm sie freundlich hin, die reinen Huldigungen,
Die unser Herz Dir willig zollt.
Vergiß, was Du verlorst; es soll ein schöneres Leben
Dir diesen Festtag prophezei'n.
Heil Dir! der künftigen Welt wirst Du Monarchen geben,
Beglückter Enkel Mutter sein.

Es war ein kleines, liebliches Mädchen, das die Strophen sprach; die natürliche Anmuth des Kindes entzückte die Prinzessin so sehr, daß sie, von ihrem warmen Gefühle hingerissen, die Vorschriften der steifen Hofetiquette darüber vergaß und bewegten Herzens sich

niederbeugte, das Mädchen in ihre Arme schloß und einen Kuß des Dankes auf Mund und Stirn drückte. Darüber entsetzte sich die alte Oberhofmeisterin dermaßen, daß sie der fürstlichen Braut leise einige Vorwürfe in aller Unterthänigkeit zuzuflüstern wagte.

„Mein Gott!“ seufzte die würdige Dame, „was haben Ihre königliche Hoheit gethan? Das ist ja gegen alle Etiquette!“

„Wie?“ fragte harmlos Luise, „darf ich das nicht mehr thun?“

Solcher Liebreiz, gepaart mit fürstlicher Würde, mußte ihr jedes Herz gewinnen, und das Volk huldigte dem künftigen Schutzengel Preußen's im richtigen Vorgefühl ihrer späteren Bedeutung. Hold lächelnd und erröthend dankte sie mit Thränen der freudigsten Rührung in den schönen, blauen Augen für die fortwährenden Beweise der ihr entgegenkommenden Liebe. In ihren ausdrucksvollen Zügen kämpfte die Freude mit dem Ernste des feierlichen Augenblicks und gewiß keimte in ihrem edlen Herzen neben der bräutlichen Wonne der fromme Entschluß: nicht nur ein liebendes Weib ihrem hohen Gemahl, sondern ihrem Volke auch eine wahre Landesmutter zu werden.

Unvergeßlich wird mir und gewiß Allen, die sie damals sahen, der Eindruck bleiben, den die hohe Frau

in jeder Brust hinterließ. Ihre Blicke waren wie das Leuchten der Frühlingssonne, erwärmend, schaffend und belebend; selbst das unbedeutendste Wort von ihren Lippen erschien wie eine Gabe von unschätzbarem Werthe, der Ton ihrer honigsüßen Stimme klang schon wie bezaubernde Musik. Doch was wollten all' die äußeren Vorzüge gegen die Reinheit ihrer Seele, gegen die Güte ihres Herzens bedeuten? Ihre Nähe duldete keinen unlauteren Gedanken und selbst der verdorbenste Höfling fühlte sich, so lange er mit ihr dieselbe Luft athmete, gezwungen, die Macht der Tugend anzuerkennen und vor der weiblichen Unschuld sein Knie zu beugen. Fromm wie eine Heilige, war sie doch ein frohes Kind der Welt, deren Freuden sie keineswegs mit dem kopfhängerischen Pietismus verdammte. Sie sah es gern, wenn Alles um sie heiter war, fröhlich mit dem Fröhlichen und doch darum den Ernst des Lebens kennend. Deshalb auch bewährte sie in den Prüfungen der späteren Leidenszeit einen festen Sinn, ein erhabenes Gottvertrauen in den Willen der Vorsehung. Doch wer hätte damals ahnen können, daß dies glückliche Herz einst unter der Last der Sorge und des Kummers brechen würde!

Am nächsten Tag sah ich noch das hehre Frauenbild an der Seite ihres jungen Gemahls in dem weißen

Saale des königlichen Schlosses, umgeben von dem höchsten irdischen Glanz, sie das Ideal weiblicher Anmuth, er das Muster männlicher Würde und ritterlicher Tapferkeit, ein vollkommenes Paar, wie es zum zweiten Male wohl kaum, beseligt durch die innigste Liebe, auf den Höhen des Throns angetroffen werden dürfte. Beide knieten unter dem vergoldeten Thronhimmel vor dem hier errichteten Altar und gelobten sich öffentlich vor Gott und den Menschen ewige Liebe und Treue. Unwillkürliche Rührung beschlich mein nicht ganz verhärtetes Herz und ich konnte kaum die Thränen zurückhalten, ergriffen von der Bedeutung und Heiligkeit des Augenblicks, in dem zwei Menschenleben in Eins fortan zusammenschmelzen sollen, um für das ganze fernere Leben in Leid und Freud' gemeinsam auszuharren. Aus der Tiefe meines Herzens flehte ich mit Tausenden um den Segen des Himmels für die Liebenden.

Die der Trauung folgende Cour war allerdings nicht geeignet, diese reine Stimmung zu erhalten, obwohl auch hier die holde Braut schon durch ihre bloße Erscheinung dem leeren Ceremoniel eine tiefere Bedeutung gab; sie empfing die ihr dargebrachten Huldigungen nicht als einen hergebrachten Tribut, sondern als den wahren Ausdruck der Liebe, die sie in so

reichem Maße verdiente und erwiederte. Selbst der nach der Tafel folgende Fackeltanz, ein Ueberrest altväterischer Hofsitte, wurde durch ihre Gegenwart verklärt und erhielt für mich eine tiefere symbolische Bedeutung, als ich sie am Arme des Königs dahinschweben sah, gefolgt von den übrigen Mitgliedern des Königshauses und dem ganzen Hofstaate, während die achtzehn Staatsminister paarweise voranschritten, in den Händen riesige Wachskerzen in Form von Fackeln tragend. Von dem hellen Licht umflossen, erschien sie mir so als ein reiner Genius, gekommen, um den verfinsterten Hof zu erleuchten, rings um sich Klarheit und schöne Sitte verbreitend.

In der That war auch die bloße Erscheinung der hohen Frau und ihr persönliches Beispiel in der Ehe schon hinreichend, nach und nach das zerüttete Familienleben wieder aus seiner Versunkenheit emporzuheben und der Sittlichkeit den Sieg zu verschaffen. Sie selbst bildete bald den herrlichen Mittelpunkt, um den sich alle besseren Elemente des Hofes und der Gesellschaft sammelten. Das Laster wagte nicht mehr so ungescheut sein Haupt zu erheben und sah sich wenigstens in ihrer Gegenwart gezwungen, die Maske und das Gepräge der Tugend anzunehmen. Schon nach kurzer Zeit machte sich ein derartig moralischer Einfluß be-

merkbar; ihre Ehe mit dem gleichgesinnten Kronprinzen wurde das leuchtende Vorbild für alle Stände. Beide waren füreinander geschaffen und fanden ihr höchstes Glück nicht im rauschenden Treiben der Gesellschaft, sondern in einer stillen, gemüthvollen Häuslichkeit. Der damaligen Mode zuwider, welche verlangte, daß Mann und Frau in der vornehmen Gesellschaft sich mit dem kalten, entfremdenden „Sie" anredeten, nannten sich Beide stets „Du;" was als unerhörte Neuigkeit dem Könige hinterbracht wurde.

„Wie ich höre", sagte dieser zu seinem Sohne, „nennst Du die Kronprinzesin „Du."

„Geschieht aus guten Gründen", antwortete er scherzend. „Mit dem „Du" weiß man immer, woran man ist; dagegen bei dem „Sie" ist immer ein Bedenken, ob es mit einem großen S gesprochen wird, oder mit einem kleinen."

Nur in seinem Hause fühlte sich der Thronfolger glücklich; er war kein Freund der glänzenden Feste, bei denen er mit Luisen erscheinen mußte, wenn er nicht den Vater beleidigen wollte, der die Schwiegertochter zärtlich liebte und ihre Gegenwart zur Verherrlichung seines Hofes wünschte, wo sie sich der Mode des Tages unterwerfen mußte. Erst nach abgelegter Staatstoilette und im einfachen Hauskleide war sie ihm doppelt werth und theuer.

„Gott sei Dank“, sagte er einmal zu ihr nach einem solchen Hofball, „daß Du wieder meine Frau bist!“

„Wie?“ fragte Luise überrascht und verwundert, „bin ich das nicht immer?“

„Ach nein“, entgegnete er mit einem scherzhaften Seufzer, „Du mußt nur zu oft Kronprinzessin sein.‘

Um dem Zwange zu entgehn, hatte der Kronprinz das kleine Landgut Parez bei Potsdam mit seinen Ersparnissen erkauft und sich ein einfaches, aber behagliches Schlößchen daselbst erbauen lassen. Dort wohnte er am liebsten an der Seite seiner Luise und in Gesellschaft einiger zuverläßigen Freunde, fern von dem Geräusche der großen Welt. Man sah da keine kostbaren Möbel, keine prächtig geschmückten Wände, keine reich gestickten Teppiche, keine seidenen Decken, keine sammetnen Vorhänge, keine silbernen und goldenen Geräthschaften oder andere Kunstsachen — Alles war schlicht und einfach, ohne Prunk und Schmuck und dabei doch behaglich, heiter wohnlich und bequem. Auch die Garten- und Parkanlagen entsprachen demselben Geschmack an ungekünstelter Natur.

Hier verlebte das hohe Fürstenpaar die glücklichsten Stunden, an denen auch ich mich betheiligen durfte, da der Kronprinz mit seinem ausgezeichneten Gedächtniß

sich unserer Jugendbekanntschaft sogleich wieder erinnerte, als ich ihm an seinem Hochzeitsfeste unter der Zahl der aufwartenden Kammerherren auffiel. Er redete mich überaus freundlich an und gedachte mit Rührung jenes feierlichen Momentes, wo der große Friedrich ihn in meiner Gegenwart segnete. Seitdem blieb der Kronprinz mir zugethan, er zog mich in seine nähere Umgebung und gestattete mir den Zutritt zu dem kleinen, aber auserlesenen Kreis, den er zuweilen in Parez um sich versammelte. Ich durfte ihn und die edle Frau auf ihren einsamen Spaziergängen begleiten und an ihren ländlichen Vergnügungen Theil nehmen.

Mit ihnen feierte ich das Erndtefest, wo eine Heiterkeit herrschte, wie sie nie am Hofe gefunden wird. Nachdem wir uns von der Tafel, wo jedes Ceremoniel streng verbannt war, erhoben hatten, setzten sich die festlich gekleideten Schnitter und Schnitterinnen des Dorfes in Bewegung. Sie trugen den reich bebänderten, aus Aehren und Blumen geflochtenen Erndtekranz, begleitet von den Klängen der eben nicht allzu künstlerischen Dorfmusik. Auf dem freien Platze vor dem Schlosse hielt der Zug und stellte sich im Halbkreis auf. Der königliche Gutsherr erschien mit seinen eingeladenen Gästen und hörte die an ihn gerichtete Rede der Großmagd an. Bald kam auch die Kron-

Prinzessin, welche gewöhnlich nur die „gnädige Frau von Parez“ genannt wurde. Sobald sie sichtbar wurde, ging der Tanz los, an dem sich Alle ohne Ausnahme betheiligen mußten. Das hohe Paar mischte sich zuerst in die Reihen des Landvolks, Damen und Herren folgten ihrem Beispiele und selbst die gestrenge Frau Oberhofmeisterin durfte ein Tänzchen nicht ausschlagen. Jeder Unterschied des Ranges und des Standes war verbannt und Alt und Jung freuten sich in zwangloser Geselligkeit.

Die Kronprinzessin war die liebenswürdigste Wirthin, wie eine gütige Fee vergaß sie Keinen und am wenigsten die Dorfjugend, an die sie Kuchen und Backwerk reichlich vertheilte. Wie lachte sie über die kleinen Nimmersätte, die ihr fortwährend zuriefen: „Frau Prinzessin! mir auch 'was!“

Mit diesen heiteren Scenen wechselten Stunden tiefer, innerer Betrachtung und ernster Unterhaltung, worin sich der Geist der hohen Frau, ihr schönes Gemüth und ihr feiner Sinn für Natur offenbarten.

„Ich muß“, sagte sie bei einer solchen Gelegenheit zu mir, „den Saiten meines Gemüthes jeden Tag einige Stunden Ruhe gönnen und sie dadurch gleichsam immer wieder aufziehn, damit sie den rechten Ton und Anklang behalten. Am besten gelingt mir dies in der

Einsamkeit; aber nicht im Zimmer, sondern in den stillen Schatten der freien, schönen Natur. Unterlasse ich das, dann fühl' ich mich verstimmt, und das wird noch ärger im Geräusch der Welt. O welcher Segen liegt doch in dem abgeschlossenen Umgang mit uns selbst!"

Je mehr mich aber das Fürstenpaar mit seinem Vertrauen beehrte, desto inniger wünschte ich auch dasselbe zu verdienen. Ich fühlte, wie in ihrer Nähe meine Entschlüsse fester, meine Gedanken reiner, mein ganzer Charakter ein anderer wurde. So lernte ich an mir selbst die Macht der bedeutenden Persönlichkeit kennen, die das Gute durch ihr bloßes Dasein fördert, und wie der Sämann, den Samen der Tugend mit vollen Händen ausstreut. Dazu kam noch das wahrhaft entzückende Schauspiel eines ehelichen Glückes, wie es selten nur auf Erden gefunden wird und am allerwenigsten in so hochgestellten Kreisen, wo nur zu häufig das Herz der Politik zum Opfer fällt. Der Kronprinz liebte seine Frau mit einer Zärtlichkeit und Hingebung, die sie im reichsten Maße vergalt. Sein ernstes Gesicht verklärte sich wie eine Landschaft im Sonnenschein, wenn ihr Auge dem seinigen begegnete. Beide ergänzten sich, wie es Mann und Frau thun müssen, ihr heiterer Sinn theilte sich ihm mit und

verlieh seinem zurückhaltenden Wesen eine gewisse Milde, während ihre angeborene Fröhlichkeit durch ihn das Gepräge der Würde erhielt. Ich sah Beide bald wie Kinder scherzen, bald mit tiefster Empfindung die wichtigsten Fragen des Daseins behandeln, wobei sie oft ihren Charakter völlig ausgetauscht zu haben schienen, indem der ernste Mann da lächelte und scherzte, wo die heitere Frau einer gewissen, sonst an ihr nicht gekannten Strenge huldigte; gewiß ein Zeichen der innigsten Seelenverbindung.

Ich konnte aber nicht Zeuge dieses Glückes sein, ohne daß auch in meinem Herzen die lebhafte Sehnsucht nach dem Frieden einer solch' beseligenden Häuslichkeit erwachte. Dieser Wunsch wurde um so lebhafter, je mehr ich die Täuschungen und die Unbeständigkeit des Lebens erfahren, je weniger ich innerhalb meiner Sphäre an meiner äußeren Thätigkeit Gefallen fand, je vereinsamter ich mich mit meinen Gedanken und Ansichten fühlen mußte. Ich war bereits in das Alter getreten, wo der Mann, von der Illusion der Jugend zurückgekommen, nicht mehr der Leidenschaft allein gehorcht, sondern die Vernunft und die äußeren Verhältnisse zu Rathe zieht, wo er weniger das Ideal einer Geliebten, als eine treue Freundin für alle Fälle sucht, eine kluge Gefährtin für das

ganze Leben, eine bewährte Frau, die gemeinschaftlich mit ihm, durch gleichen Vortheil verbunden, nach demselben Ziele strebt. In solcher Stimmung tauchte das Bild der reizenden Cousine mit erneuter Gewalt in meiner Seele auf und ich glaubte einen Wink des Schicksals zu erkennen, als ich von ihr einen Brief erhielt, worin sie mir ihre nahe bevorstehende Ankunft in Berlin verkündigte.

Wenige Tage darauf traf sie selbst in Begleitung ihrer Mutter ein; unser Wiedersehn war überaus freundschaftlich, fast zärtlich zu nennen, so daß ich nicht an ihrer Neigung zweifeln konnte. Auch Constance erschien mir gereifter, klarer und meine Gesinnungen zu theilen; sie kam auf halbem Wege meinen Wünschen entgegen, während die lebenskluge Tante meine Bewerbungen um die Hand der Tochter entschieden begünstigte. Sie selbst brachte halb im Scherze, halb im Ernste das alte Familienproject zur Sprache, durch unsere Verbindung die früheren Streitigkeiten zu beseitigen und eine allgemein wünschenswerthe Versöhnung herbeizuführen. Nur der eingewurzelte Haß meines Vaters durfte noch ein Hinderniß abgeben, aber ich war jetzt selbstständig und vollkommen unabhängig, so daß ich über meine Hand und mein Schicksal nach eigenem Gutdünken verfahren konnte.

Er lebte als einsamer Sonderling in der Provinz und zum größten Theil von den Unterstützungen, die ich ihm regelmäßig zukommen ließ. Ich glaubte daher nicht nöthig zu haben, seinen Rath und seine Bewilligung erst einzuholen.

Nach einer kurzen Unterredung mit meiner Cousine vollzogen wir in der tiefsten Stille unsere Verlobung, worauf ich meine Braut an dem nächsten Courtage bei Hofe und dem Könige vorstellte, der mir sehr viel Schmeichelhaftes über meine Wahl sagte und Constancen auffallend auszeichnete; was meiner Eitelkeit natürlich nicht wenig schmeichelte.

VIII.

Die Opernhausredoute.

Ich fühlte mich in meinem neuen Verhältnisse anfänglich so glücklich, als dies bei der gänzlichen Umwandlung, die ich allmälig im Laufe der Zeit erfahren, nur irgend möglich war. Constance besaß sehr vielen Geist, einen durchdringenden Verstand, aber ich vermißte an ihr dafür jene durchdringende Tiefe des Gemüths und die Hingebung des Herzens, welche mich einst an Serena entzückt. So lang' ich in ihrer Nähe war, bezauberte sie mich durch die vollendetste Coquetterie, die bei ihr den Mangel wahrer Natürlichkeit in einem Maße ersetzte, daß sie auch den feinsten Menschenkenner getäuscht hätte. Sie verstand es, alle Gefühle wie eine meisterhafte Virtuosin anzuschlagen, jede Empfindung aufzuregen, ohne selbst

im Geringsten ergriffen zu sein. Ihr stand die ganze Scala der Leidenschaft zu Gebot, von der sanftesten Regung bis zum glühendsten Entzücken, während sie nie die Herrschaft über sich selbst dabei verlor. Ich verlebte, so lange ich bei ihr verweilte, wonnige Stunden; aber darnach empfand ich, wenn ich von ihr ging, ein Gefühl der Leere und ein Mißtrauen, das ich vergebens zu bekämpfen suchte. Dann dachte ich wohl mit schmerzlicher Sehnsucht an die todte Serena und mehr als einmal schlich ich mich von Constancen hinweg zu dem Grabe des zu früh verstorbenen Engels.

Einen andern Grund zur Unzufriedenheit gab mir die nur zu deutlich ausgesprochene Lebenslust meiner jungen Braut. Sie zwang mich, wenn auch nicht auf directe Weise, mich von Neuem in den Strudel der mir gleichgiltigen Vergnügungen und in das Treiben des mir verhaßten Hoflebens zu stürzen. Sowohl sie, wie ihre Mutter erschienen mir in dieser Beziehung wahrhaft unersättlich, ein Fest jagte das andere und die Reihe der Bälle, an denen ich wider meinen Willen mich betheiligen mußte, wollte kein Ende nehmen. Es war zur Zeit des Carnevals, der grade in dem Jahre nach dem Kriege in seiner vollsten Blüthe stand. Der König und der ganze Hof

überließen sich dem Taumel der sich drängenden Lustbarkeiten, als gälte es, im schnellen Fluge das Versäumte einzuholen und sich für die Anstrengungen und Mühen des Feldlagers mit einem Male zu entschädigen. Das Signal zu diesen Festlichkeiten gab Madame Rietz, welche erst seit Kurzem von ihrem über ein Jahr dauernden Aufenthalte in Italien zurückgekehrt war.

Ihre Reise dorthin glich einem wahren Triumphzuge; der König hatte ihr carte blanche an die vornehmsten Banquiers und Handelshäuser in Mailand, Florenz, Rom und Neapel mitgegeben, so daß sie jede beliebige Summe erheben konnte. Sie trat mit dem Ansehn einer Fürstin auf und in Begleitung eines förmlichen Hofstaates, zu dem der königliche Hofpoet und Operndichter Herr Filistri als ihr Reisemarschall, ihre Gesellschafterin Mademoiselle Chapuis, ihr Secretair Steinberg und eine zahlreiche Dienerschaft gehörten. Am Tage ihrer Abreise begleitete sie der König um vier Uhr des Morgens selbst bis an den Wagen, mit fürstlicher Galanterie von ihr Abschied nehmend. Ueberall, wohin sie kam, suchte sie die berühmtesten Männer, Schriftsteller und Künstler auf, bei denen sie große Ankäufe und Bestellungen machte. In Zürich wurde sie mit Lavater bekannt,

dessen Interesse sie in dem Maße zu gewinnen wußte, daß er später mit ihr in einen Briefwechsel trat. In Rom ließ sie sich von der genialen Angelika Kaufmann nach den Anordnungen des berühmten Archäologen Hirt malen, eines ehemaligen Klosterbruders, der ihr zum Cicerone diente und sie später nach Berlin begleitete, wo er durch sie eine Anstellung erhielt.

Aber auch in den Kreisen der vornehmen Welt erregte Madame Rietz durch ihren Aufwand und ihre ganze Erscheinung das größte Aufsehn. Sie war damals bereits vierundvierzig Jahre alt, aber noch immer so verführerisch, daß sie alte und junge Männer durch ihre unzerstörbare Anmuth und durch ihren Geist entzückte. Der Chevalier de Saxe, ein Sohn des sächsischen Prinzen Xaver, der in Italien lebte und später Gouverneur von Neapel war, schwärmte für die moderne Circe mit leidenschaftlicher Glut und richtete an sie die offensten Liebeserklärungen. Mit ihm wetteiferte ein Schwarm von Anbetern aus allen Nationen, zu denen selbst der Bischof von Londonderry, der fast siebzigjährige Lord Bristol, einer der originellsten Sonderlinge des an Originalen so reichen Englands, gehörte. Der wunderliche Herr war eine Mischung widersprechender Eigenschaften, zugleich anglikanischer Bischof und ein Freund und Bewunderer Voltaire's,

ja sogar ein offener Atheist, schwärmend für Freiheit und Gleichheit, während er seine Umgebung tyrannisirte und seine Bedienten mit eigener Hand durchprügelte, in einem und demselben Augenblick verschwenderisch wie ein Krösus und schmutzig geizig, hier das Geld mit vollen Händen ausstreuend und dort sich mit einem Lazzaroni wegen einiger Paoli umherzankend, obwohl er unermeßlich reich war und ein fast fürstliches Einkommen genoß. Bei wahrhaft bewunderungswürdigen Kenntnissen war er einer der ausgemachtesten Narren, ebenso eingebildet, als rücksichtslos in seinem Benehmen.

Dieser Sonderling hatte in München die Bekanntschaft der Dame Rietz auf ihrer Reise nach Italien gemacht und sich sogleich in so hohem Grade in sie verliebt, daß er ihr wie ihr Schatten nachfolgte und in allem Ernste daran dachte, sie zu heirathen, trotzdem er ein hoher Sechsziger war und eine so hervorragende geistliche Stellung bekleidete, ohne sich um den Skandal und das Urtheil der Welt zu kümmern. Auch der englische Gesandte in Neapel, Lord Hamilton, und dessen berüchtigte Gemahlin, die früher Schauspielerin und später die Geliebte des berühmten Seehelden Nelson war, beeiferten sich, die interessante Frau in ihrem Hause zu empfangen, das damals

der Mittelpunkt einer durch Geist, Schönheit und Ruhm gleich ausgezeichneten Gesellschaft war, wo vorzugsweise den Künsten, aber auch einer nur allzu freien Lebensanschauung gehuldigt wurde. Nur die stolze, sonst auf ihren Ruf wenig bedachte Königin Caroline, eine geborene Erzherzogin von Oesterreich, weigerte sich, die bürgerliche Madame Rietz zu empfangen, obwohl die übrigen Höfe Italien's kein solches Bedenken getragen hatten.

Diese Zurücksetzung, welche sie dem König in ihren Briefen meldete, war der Grund, daß sie auf ihre Vorstellung mittelst eines vom 28. April 1794 zurückdadirten Diploms zur Gräfin von Lichtenau erhoben wurde. Zugleich ertheilte ihr der König zur Belohnung ihrer persönlichen Verdienste vier Ahnen von väterlicher und mütterlicher Seite, Ebenbürtigkeit und Stiftsfähigkeit. In ihr Wappen kam der preußische Adler und die königliche Krone. Natürlich war diese unerwartete Erhöhung ein Gegenstand des allgemeinen Neides; besonders fühlte sich der alte Adel tief gekränkt und verletzt, so daß von jenem Augenblick entschieden der Haß des Hofes gegen die Gräfin Lichtenau datirte, trotzdem die Mehrzahl keinen Anstand nahm, ihr Haus zu besuchen, ihre Einladungen anzunehmen und ihren Einfluß zu benutzen.

Ihr Ansehn stieg noch mehr mit jedem Tage, vorzugsweise durch die Krankheit des Königs, bei dem sich Spuren der Wassersucht zeigten. Auf die erste Nachricht von seinem Unwohlsein war die treue Freundin aus Venedig mit Courierpferden in Begleitung des ihr ergebenen Oberhofmeisters, Grafen Wittgenstein, herbeigeflogen. Tag und Nacht wich sie nicht von dem Lager des Kranken, sie pflegte ihn mit der unermüdlichsten Sorgfalt und Aufopferung, sie begleitete ihn in das Bad nach Pyrmont, von wo er anscheinend genesen zurückkehrte. Zur Belohnung ihrer Verdienste wurde sie jetzt bei Hofe in großer Gesellschaft mit allen Ehren ihres neuen Standes empfangen und durch die ältere Gräfin Haake förmlich präsentirt. Ihre sonstige kluge Zurückhaltung vergessend, verlangte sie sogar die königliche Familie in ihrem eigenen Hause zu sehn, indem sie dieselbe einlud, auf ihrem Privattheater Unter den Linden einer von ihr veranstalteten Opernvorstellung beizuwohnen. Nur aus Rücksicht auf den König, dessen Wunsch schon einem Befehle gleichkam, erschienen die Geladenen, empört über die Zumuthung und den ihnen angethanen Zwang.

Die Salons der Gräfin Lichtenau strahlten im hellsten Kerzenschimmer, der ganze Hof drängte sich

in den kostbaren Boudoirs, wo sie ihre Gäste in der ausgesuchtesten Toilette empfing. Nach dem verschwenderischen Souper fand die Aufführung der Oper statt. Der gedruckte Theaterzettel lautete: „La Morte di Cleopatra, Drama del Signor V. S. Sografi Avocato Veneto con musica del Signor Maestro Nasolini. Da rappresentarsi nel Teatro della nobile Donna La Signora Contessa di Lichtenau. Berlino nel mese di Marzo 1797.“ „Der Tod der Cleopatra, Drama von Sografi, Advocaten aus Venedig, Musik vom Maestro Nasolini; dargestellt auf dem Theater der edlen Frau Gräfin von Lichtenau, Berlin im Monat März 1797.

Die ersten Sänger, der berühmte Tenor Conciliani, die Signora Lodi und der Castrat Tambolini wirkten bei der Vorstellung mit. Dekorationen und Costüme zeichneten sich durch Pracht und Luxus aus, aber das interessanteste Schauspiel im Schauspiele gewährten die Physiognomien und das Benehmen des auserwählten Publikums. Die Königin, der Kronprinz und seine Gemahlin bebten vor Ingrimm über den sie erniedrigenden Zwang, sich als Gäste einer Frau zu sehn, deren bloße Nähe sie schon auf's Tiefste verletzte.

Der König trug auf seinem bleichen Gesichte die

Zeichen der kaum überstandenen Krankheit; die gutmüthige Königin verzog ihre Lippen zu einem erkünstelten Lächeln, der Kronprinz konnte seine Gemüthsbewegungen nicht verbergen; er warf verstohlene Blicke bald seiner zärtlich geliebten Mutter, bald seiner angebeteten Gemahlin zu, als könne er nicht fassen, wie es möglich sei, sich in einer solchen Umgebung zu befinden. Nichts hätte mehr seine vorherrschenden Tugenden verletzen können, seine Sparsamkeit mußte an der hier gezeigten Verschwendung Anstoß nehmen, seine Sittenstrenge durch die bloße Gegenwart der Gräfin auf das Empfindlichste gekränkt werden. Die Kronprinzessin in strahlender Schönheit war verlegen und durch die Aufgeregtheit ihres Gemahls geängstigt. Ihre Schwester, die Prinzessin Friederike, die ihren Gemahl nach einer kurzen, glücklichen Ehe verloren, hatte zum ersten Mal als junge Wittwe die Trauerkleider abgelegt und glänzte durch ihren Liebreiz und unvergleichliche Anmuth. Die übrigen Prinzen und Prinzessinnen gaben sich die größte Mühe, ihren Aerger zu verbergen, ohne daß es ihnen damit glückte. Nur Prinz Heinrich, der Oheim des Königs, mit den Künsten des Hoflebens vertraut, besaß die nöthige Verstellung, doch gab die zurückgehaltene Wuth seinem charakteristischen Gesicht einen eigenthümlichen Ausdruck,

so daß man nicht recht wußte, ob er aus Grimm oder Vergnügen lächelte.

Besonders komisch aber erschienen mir die Gesichter der anwesenden Hofleute, die vor Verlegenheit die lächerlichsten Grimassen schnitten. Die Meisten wollten es nicht mit der allmächtigen Gräfin verderben, aber eben so wenig den Kronprinzen und die übrigen hohen Herrschaften gegen sich aufbringen. Sie schwankten wie Buridan's Esel zwischen der gegenwärtigen und zukünftigen Größe, unentschlossen und rathlos, indem sie weder nach der einen, noch nach der andern Seite anstoßen wollten und vor Furcht bei jeder Bewegung zitterten. Dazu kam, daß die aufgeführte Oper an und für sich zu nicht eben gefälligen und angenehmen Vergleichungen förmlich herausforderte. Bei einigen Stellen, in denen die von ihrem Gatten verlassene Octavia über die Untreue Marc Anton's sich beklagte, richteten sich unwillkürlich die Augen aller Zuschauer auf die Königin, die ihre Thränen nur mit Mühe im Taschentuch verbarg.

Nichtsdestoweniger trotzte die Gräfin Lichtenau der öffentlichen Meinung, berauscht von ihren Erfolgen. Mehr als je erschien der König ihr ergeben, da sie das Geheimniß besaß, seine blasirten und durch Krankheit abgestumpften Sinne zu er-

regen und seine fast angeborene Melancholie zu zerstreuen. Von Neuem überließ er sich, ungeachtet seiner keineswegs hergestellten Gesundheit, dem Strudel der von ihr ihm bereiteten Festlichkeiten. Eifersüchtig wachte sie über ihr Ansehn und ihren Einfluß, da es keineswegs an Versuchen fehlte, sie zu beseitigen und in seiner Gunst zu stürzen. Die vornehmsten Frauen am Hofe beneideten sie und manche von diesen war nur zu bereit, das Herz des unbeständigen Monarchen durch alle ihr zu Gebote stehenden Reize zu fesseln. Um so wachsamer war die Gräfin; sie besoldete ein zahlreiches Heer von Aufpassern, und weder ihr noch ihren Creaturen blieben derartige Bemühungen auf die Länge der Zeit verborgen. Kein Mittel erschien ihr dann unerlaubt, sich einer gefährlichen Nebenbuhlerin zu entledigen, um ihre Alleinherrschaft nach wie vor zu behaupten.

Obwohl ich mich gezwungen sah, mit meiner lebenslustigen Braut den verschiedenen Hoffestlichkeiten beizuwohnen, so blieb ich, meinen Vorsätzen getreu, allen Intriguen jener Kreise gänzlich fern. Am liebsten hätte ich mich, so weit dies thunlich war, auch von allen Vergnügungen zurückgezogen, aber Constance und ihre Mutter waren keineswegs damit einverstanden und als galanter Bräutigam sah ich mich gezwungen, den

Wünschen der Damen nachzugeben. Meine Braut war entzückt von den Auszeichnungen, die ihr der König bei jeder Gelegenheit zu Theil werden ließ, obwohl ich damit durchaus nicht einverstanden war. Absichtlich suchte sie seine Aufmerksamkeit zu erregen, durch ihre gewählte Toilette seine Blicke auf sich zu ziehn und in seine Nähe zu kommen. Selten ging er an ihr vorüber, ohne nach seiner Gewohnheit einige freundliche Worte an sie zu richten; zuweilen unterhielt er sich sogar längere Zeit mit ihr und ihre geistreichen Antworten, ihr piquantes Wesen, ihre heitere Laune schienen Gnade vor ihm gefunden zu haben.

Derartige Gunstbezeigungen des Monarchen blieben nicht unbemerkt, denn bekanntlich gleicht der Hof einem Spiegel, der jede Bewegung, jede Miene des Fürsten auffängt und vergrößert zurückwirft. Nirgends hat die Verleumdung ein so weites Feld, nirgends und selbst in der kleinsten Stadt giebt es so viele Basen und Gevattern, die jeden Schritt und Tritt belauern, auf Alles aufpassen und es sich zur Aufgabe ihres Lebens machen, Gerüchte zu verbreiten. Wie in den höchsten Gebirgen, wird hier das leiseste Geräusch zum Donner, von dem geschwätzigen Echo fortgepflanzt, die Schneeflocke zur Lawine. Leider erfahren die Betheiligten am spätesten, was sie interessirt. Die

Betroffenen sind taub oder stellen sich wenigstens so, aus Klugheit oder um ihres Vortheils willen. Die bekannte Fama bläst auf hundert Trompeten und doch nicht laut genug, um das schlummernde Gewissen eines vollendeten Hofmannes zu erwecken.

Wie ich fest überzeugt bin, hatte der König eben so wenig eine Ahnung wie Schuld an dem allgemein verbreiteten Geschwätze über ein ihm angedichtetes Verhältniß. Auch ich erfuhr keine Silbe davon, nur wenn ich an Constance's Seite in eine Gesellschaft trat, fiel mir das veränderte Benehmen und das Aufsehn auf, welches unsere Erscheinung hervorrief, ohne daß ich mir die Mühe gab, nach dem Grunde desselben zu forschen. Man sah uns mit neugierigen Blicken an, flüsterte und lächelte verstohlen, wie man bei Hofe und in den vornehmen Kreisen in solchen Fällen zu lächeln pflegt. Da Constance mit der ihr eigenen Selbstbeherrschung ihre gewöhnliche Unbefangenheit behauptete, so schwand auch bald mein hier und da aufsteigender Verdacht und ich war zu geneigt, das seltsame Benehmen der Anwesenden auf Rechnung der neuen Erscheinung meiner Braut zu stellen und als eine ihrer Schönheit dargebrachte Huldigung anzunehmen, wodurch sich meine natürliche Eitelkeit nicht wenig geschmeichelt fühlte.

Mehr als je glaubte ich an mein Glück und erwartete mit Ungeduld den Tag unserer nahe bevorstehenden Vermählung, ohne mich um die zweideutigen Zeichen und Andeutungen einer perfiden Gesellschaft weiter zu kümmern. Auf Constance's Wunsch besuchte ich mit ihr den letzten Redoutenball im Opernhause, der an Pracht und Glanz alle bisherigen Hoffeste noch bei Weitem übertreffen sollte. Ich besorgte mir den für alle courfähigen Edelleute und Standespersonen vorgeschriebenen rosenfarbenen Domino, während meine Braut für sich das Costüm der keuschen Diana wählte, ein kurzes, griechisches Gewand von durchsichtiger Seide, das ihren schlanken Wuchs noch mehr hervorhob und ihre Reize mehr zeigte als verhüllte. Sie trug das volle, üppige Haar in einen griechischen Knoten geschlungen, auf dem Scheitel schwebte der silberne Halbmond, mit kostbaren Brillantnadeln befestigt; um die Schultern hing der vergoldete Köcher mit den gefiederten Pfeilen. Leichte Sandalen bekleideten den reizenden Fuß, das wohlgeformte Bein dem Blick des Kenners Preis gebend.

So sehr mich auch in meiner Verblendung ihre wirklich bezaubernde Erscheinung als Göttin entzückte, so konnte ich mich doch eines leisen Unmuths wegen des allzu freien Anzuges nicht erwehren, aber ich hatte

nicht den Muth, Constancen deshalb eine Vorstellung zu machen, um nicht ihre frohe, fast ausgelassene Laune zu trüben.

„Komm mein Endymion!“ sagte sie mit schalkhaftem Lächeln. „Die keusche Göttin will sich zu dem gemeinen Sterblichen herablassen und seinen Kuß und Umarmung dulden.“

Ich hätte von Stein sein müssen, um nicht einer solchen Aufforderung mit Entzücken Folge zu leisten; glühend umschlang ich mit meinen Armen das reizende, verführerische Wesen, das ich so heftig an meine Brust zog, daß ihre Toilette ein wenig gedrückt wurde. Sie entschlüpfte mit einer raschen, aalgleichen Bewegung meiner stürmischen Umarmung.

„Frevler!“ rief sie, mit dem Finger drohend. „Nimm Dich vor dem Geschick des unglücklichen Aktäon in Acht, den die zürnende Göttin, als er sie bei der Toilette belauschte, in einen Hirsch verwandelt und mit stattlichen Hörnern begabt hat.“

Ich weiß nicht, war es der in dem Munde einer Braut nicht ganz passende Scherz, oder der eigenthümliche Ton ihrer Stimme, der mir plötzlich mißfiel und mich so sehr verletzte, daß ich verstimmt und schweigsam neben ihr und der uns begleitenden Mutter im Wagen saß, der uns zu dem glänzend erleuchteten

Opernhause im raschen Fluge entführte. Unmöglich kann man sich heute noch einen Begriff von dem Leben und Treiben der damaligen Redoutenbälle machen, die mit wahrhaft fürstlichem Aufwande auf Kosten des Königs gegeben wurden. Außer dem Hofe war auch dem übrigen Publikum der Zutritt so weit gestattet, als der Raum es gestattete, nur mit dem Unterschiede, daß eine seidene Schnur eine strenge Grenze zwischen Bürgerlichen und Adel zog und der rosenfarbene Domino nur diesem allein zukam. Gegen Vorzeigung unserer Billete gelangten wir über die Marmortreppe in den von Licht und Schönheit strahlenden Riesensaal. Durch eine besondere Vorrichtung war Bühne und Zuschauerraum miteinander verschmolzen und in ein weites Parquet verwandelt, auf dem unzählige Paare im wirbelnden Tanze bei den Klängen des rauschenden Orchesters schwebten. Der ganze innere Raum stellte, von der Hand des Malers und des Maschinisten hingezaubert, einen morgenländischen Feenpalast dar, würdig, die Wohnung seliger Geister und Genien zu sein. Sämmtliche Logen waren in den Wunderbau mit hineingezogen und bildeten, durch geschickte Umkleidung, maurische Kioske, orientalische Lauben, von seltenen, duftenden Gewächsen und exotischen Blumen umgeben. Man konnte in der

That glauben, daß man in den Gärten der Armide wanderte.

In diesen Zauberräumen bewegte und drängte sich die glänzendste Gesellschaft, herrschte eine ungezügelte Lebenslust, wie sie nie früher oder später in Berlin wieder gesehn wurde. Der Hof selbst gab den Ton an und der gutmüthige Monarch liebte es, wenn sich seine Gäste ungenirt gehn ließen. Es war eine fast unumschränkte Maskenfreiheit gestattet, obschon die Theaterpolizei nur anständige Charaktermasken und bunte Dominos zuließ, dagegen „Köche, Hanswurste und Teufel" ausschloß. Die Gesetze wurden jedoch so mild und nachsichtig gehandhabt, daß dem Witz, der Laune und selbst dem wildesten Uebermuthe der freieste Spielraum gelassen wurde. Hier bewegte sich ein ausgelassener Zug von travestirten Göttern an uns vorüber: Jupiter im Schlafrock und statt des Blitzes eine brennende Tabakspfeife in der Hand; Juno als himmlische Xantippe mit dem Pantoffel bewaffnet; Mars als preußischer Feldwebel, Venus als Berliner Köchin führend, und Apollo mit dem Leierkasten auf dem Rücken, begleitet von den bettelnden Musen. Dort lärmte eine Bauernhochzeit, vornan schritten die komischen Dorfmusiker, der dicke Brummbaß, die kreischende Clarinette, das schmetternde Waldhorn,

gefolgt von den jauchzenden Gästen und dem Brautpaare. Nicht minder geräuschvoll war die Erscheinung eines indischen Fürsten mit seinem ganzen Hofstaat. Vier Neger eröffneten den Zug, mit ihren krummen Säbeln gravitätisch Platz machend; sie bildeten die Ehrenwache von vier Sultaninnen, die durch den Glanz ihrer falschen Juwelen, die Pracht ihrer seidenen Gewänder und ihre grotesken Figuren allgemeine Sensation erregten. Die orientalischen Schönheiten, von denen sich zwei in guter Hoffnung befanden, wurden von einigen lustigen und übermüthigen Officieren äußerst natürlich dargestellt.

Auch die politische Carricatur, welche damals nur noch leise auftreten durfte, erschien in Gestalt der berühmten Windmühle von Sanssouci, welche an ihrer Front die Aufschrift trug:

„Sagt an, woher der Wind doch weht,
Daß man danach den Mantel dreht?“

Ebenso wenig wurden die Diplomaten verschont, deren Hauptgeschäft in jener Zeit darin bestand, von einem Hofe zum andern als Brautbewerber zu ziehn. Man sah auf der Redoute einen derartigen Minister-Residenten, den Rücken mit Körben, die Brust und die Weste bis zu den Kniebändern mit Ordenssternen und ähnlichen Auszeichnungen geschmückt. Selbst die

Geistlichkeit blieb trotz des strengen Religionsedictes nicht unangefochten, und da es damals bei Hofe Mode geworden war, die kleine Gertrautenkirche auf dem Spittelmarkte zu besuchen, so erschien, mit Bezug darauf, eine alte Spittelfrau, welche einen Prediger im vollen Ornate in ihrem Korbe auf den Rücken trug. Dem Könige stellte sich sogar ein politischer Nußknacker in den Weg, welcher sich erbot, die härtesten Nüsse, sie möchten von Wien, London oder Paris kommen, besser aufzuknacken, als seine bisherigen Minister.

Bald befand ich mich mit meiner Braut mitten in dem bunten Maskengewühl, von allen Seiten umringt und angesprochen, von lustigen Harlequins verhöhnt und verspottet, von zudringlichen Doktoren und Advokaten verfolgt, die uns ihre Pillen und Dienste mit komischen Geberden und lautem Geschrei anboten. Es war ein wirklicher Teufelslärm, der die Klänge der Musik zu übertönen drohte. Ehe ich noch zur Besinnung kam, sah ich Constance mir von einem rosenrothen Domino entführt und in den Reihen der Tanzenden dahinschweben. Als ich ihr nacheilen wollte, wurde ich von dem Andrängen der Menge aufgehalten, so daß ich beschloß, das Ende der Quadrille erst abzuwarten und sie später aufzusuchen. Während ich

noch unschlüssig dastand, näherte sich mir eine weibliche Maske von ausgesuchter Eleganz im altfranzösischen Costüme, über und über mit Juwelen bedeckt. Trotz der Verkleidung glaubte ich in der prachtvollen Erscheinung die Gräfin Lichtenau zu entdecken. Eine Halblarve von schwarzem Sammet bedeckte zwar das Gesicht, aber die ganze Haltung, besonders die reizenden Schultern und Arme, wie sie keine zweite Frau in Berlin besaß, ließen keinen Zweifel übrig, daß es meine alte Gönnerin war.

Da wir von allen Seiten beobachtet wurden, begnügte sie sich nur heimlich mir ein Billet in meine Hand zu schieben und mir ein Zeichen zu geben, daß ich es sogleich lesen sollte. Ich folgte ihrem Winke und öffnete voll Neugierde den verhängnißvollen Papierstreifen, der die folgenden Worte enthielt: „Nimm Dich vor dem Geschick des armen Aktäon in Acht! Näheres erfährst Du um Mitternacht in der fünften Loge rechts vom Orchester, die ein Diener Dir auf dreimaliges Klopfen öffnen wird. Deine wahre Freundin."

Nachdem ich diese Zeilen gelesen, befand ich mich in einem Zustande der höchsten Aufregung. Eine nie zuvor gekannte Eifersucht tobte in meinem Herzen, ich wagte mir selbst nicht meinen aufsteigenden Verdacht

zu gestehn. Mit der größten Ungeduld erwartete ich die bestimmte Stunde, welche mir Aufschluß über meine Befürchtungen geben sollte. Unterdeß war der Tanz beendet und ich beeilte mich, mein'e Braut aufzusuchen, die ich in Gesellschaft ihrer Mutter und eines mir bekannten Hofherrn fand, der sich mit ihr leise flüsternd unterhielt. Seine Gegenwart war mir um so unangenehmer, da er für einen ausgemachten Roué galt, der selbst das Amt eines Kupplers nicht verschmähte, wenn er sich davon einen Vortheil versprach. Ich beobachtete Constance mit dem größten Mißtrauen, aber sie trat mir mit ihrer gewohnten liebenswürdigen Unbefangenheit entgegen, so daß ich meinen aufsteigenden Verdacht mit Gewalt unterdrückte und sogar mich zwang, heiter zu scheinen, wenn ich auch in meinem Innern nichts weniger als ruhig war.

Endlich nahte die Stunde der Mitternacht. Unter dem Vorwande, einige Erfrischungen für die Damen zu besorgen, entfernte ich mich, indem ich zu der bestimmten Loge eilte, die mir auch sogleich auf das gegebene Zeichen geöffnet wurde. Ich fand die reizende Maske, die mich bereits erwartete; auf ihren Wink entfernte sich der Diener, welcher mich eingelassen, mit einer tiefen Verbeugung. Wir waren allein.

„Sie kennen mich“, sagte sie, die Larve ablegend,

„deshalb darf ich wohl mich vor Ihnen demaskiren. Sie sollen sehn, daß ich noch immer Ihre Freundin bin, obwohl Sie es nicht um mich verdient haben.“

Ich entschuldigte mich wegen der Vernachlässigung, die ich mir allerdings gegen die Gräfin in der letzten Zeit vorzuwerfen hatte, mit meinen Geschäften und meinen veränderten Verhältnissen als Bräutigam.

„Eben deswegen“, unterbrach sie mich eifrig, wollte ich mit Ihnen sprechen. Sie haben sich mit Ihrer Cousine verlobt und daran wohlgethan, da auf diese Weise der mir bekannte Zwist in Ihrer Familie am besten seine Erledigung findet. Ich kann Ihre Wahl nur billigen, Ihre Braut ist eben so schön, als geistreich und liebenswürdig, aber leider auch eitel und ehrgeizig.“

„Nicht mehr als jede Frau,“ entgegnete ich aufathmend, da ich weit Schlimmeres zu hören gefaßt war.

„Das genügt,“ bemerkte die Gräfin, „um sie zu verderben. O, über die Leichtgläubigkeit dieser Männer! Sie sind blind mit offenen Augen und hören nicht, trotzdem sie Ohren haben. Ich kenne die Frauen besser; es giebt keine, die nicht ihren Preis hat, wenn sich nur der richtige Käufer findet, der ihr so viel zu bieten vermag, als sie fordert.“

„Vergebung, gnädige Gräfin, aber Sie reden von meiner Braut.“

„Sie macht keine Ausnahme. Ich spreche aus Erfahrung; auch ich war jung und schön wie sie, wenigstens sagte es mir mein Spiegel; auch für mich gab es eine Zeit der Unschuld, an die ich noch jetzt mit Thränen der Wehmuth zurückdenke. Sie sehn, daß ich offenherzig bin, aber Sie kennen ja meine Geschichte. So arm ich auch früher war, so besaß ich doch den Stolz eines reinen Herzens, aber Eitelkeit und Ehrgeiz tödteten meine besten Grundsätze. Als die Stunde der Versuchung schlug, war ich schwach und unterlag; aber tausend Frauen hätten an meiner Stelle nicht besser widerstanden. Der Glanz der Majestät, die Liebe eines Königs übt einen unwiderstehlichen Reiz auf Alle ohne Ausnahme.“

„Sie vergessen, daß Sie frei waren, daß Ihr Herz damals keinem Andern gehörte. Die Liebe eines Weibes ist ein Talisman, der sie vor allen Versuchungen beschützt.“

„Sie sprechen von einer Liebe, die auf Erden nur selten angetroffen wird. In unserer Zeit und am Hofe gehört eine derartige Leidenschaft in das Gebiet der Phantasie. Warum wollen Sie sich selbst täuschen? In den meisten Fällen herrscht bei uns der Verstand

und die kluge Berechnung vor, obwohl ich Ihnen gern zugeben will, daß auch die Neigung nebenbei befragt wird. Wie ich Sie kenne, bin ich auch von Ihnen überzeugt, daß Sie bei der Wahl einer Gattin die Vernunft zu Rathe gezogen haben. Ihre Braut ist ebenfalls keine Schwärmerin, außerdem von Ihrer lebensklugen Mutter hinlänglich aufgeklärt. Ich zweifle nicht daran, daß Sie ihr gefallen, daß sie unter allen gleichgestellten Männern Ihnen stets den Vorzug geben würde; aber wie, wenn ein König das Gewicht seines Ranges und seiner Krone in die Wagschale werfen sollte, glauben Sie aufrichtig, daß sie auch dann noch Ihnen treu bleiben und der Versuchung widerstehn würde?"

„Sie deuten hier Verhältnisse und Voraussetzungen an, die nicht stattfinden und niemals eintreten können, so lange die Gräfin Lichtenau lebt."

„Ich danke Ihnen für dies zweideutige Compliment, das, wie alle Complimente, eine Unwahrheit enthält. Meinen Sie, daß ich so eitel bin, an die ewige Dauer meiner Macht zu glauben? Das Herz der Männer ist wankelmüthig und das der Fürsten vor allen. Ich besitze Feinde am Hofe, die mich gern verdrängen möchten und durch meinen Sturz zu gewinnen hoffen. Unsere Interessen gehn Hand in Hand, deshalb habe ich Sie zu dieser Unterredung gerufen."

„Vor allen Dingen“, entgegnete ich, „verlange ich Beweise. Wenn meine Braut schuldig ist, so soll sie meiner Rache nicht entgehn.“

„Sie sind doch verliebter, als ich voraussetzte. Wozu ereifern Sie sich? Ich würde lügen, wenn ich das Fräulein anklagte. Ihr Verbrechen besteht in ihrer Schönheit und in einer Coquetterie, die ich bei jedem Weibe verzeihlich finde; aber ich stehe Ihnen nicht dafür, daß es immer dabei bleiben wird; ja ich weiß es sogar bestimmt, daß geschäftige Unterhändler ihr Ohr bereits belagern, vorläufig noch ohne direkten Auftrag und aus eigener Dienstfertigkeit. Aber diese Schmarozer verkünden, wie das Quecksilber im Thermometer, den Wärmegrad des königlichen Herzens und folgen, wie Hunde mit feiner Spürnase der Witterung des aufgejagten Wildes. Ein kluger Mann, für den ich Sie halte, erwartet nicht der Gefahr, um ihr zu trotzen, sondern beugt ihr vor, indem er sie vermeidet.“

„Und was kann ich thun, vorausgesetzt daß Sie Recht haben?“

„Heirathen, aber sogleich, und dann mit Ihrer jungen Frau den Hof verlassen.“

„Das ist auch mein Wunsch, aber wohin soll ich gehn?“

„Ich werde dafür Sorge tragen, daß Sie einen

Gesandtschaftsposten und zwar so weit als möglich von Berlin entfernt erhalten. Noch heute Abend will ich deshalb mit dem Grafen Haugwitz reden; es kostet mich nur ein Wort bei ihm, Ihre Wünsche zu erfüllen."

„Sie werden mich dadurch zu ewigem Dank verpflichten."

„Diesmal brauchen Sie mir nicht zu danken, da ich mir selber diene, indem ich Ihnen helfe. Also heirathen Sie morgen, übermorgen, so schnell als möglich. Jetzt aber verlassen Sie mich, um jedes Aufsehn zu vermeiden. Unsere Unterredung muß natürlich ein Geheimniß bleiben. Leben Sie wohl, mein lieber Freund!" Sie reichte mir die schöne Hand, die ich dankbar küßte, worauf ich mich gedankenvoll entfernte.

IX.

Der Wahnsinnige.

Nicht ohne Widerstreben willigte Constance in meinen Wunsch, den Hochzeitstag zu beschleunigen; besonders war die Mutter dagegen und reich an Ausflüchten aller Art; sie schalt mich einen launenhaften, excentrischen Menschen und wollte durchaus den Grund meines Drängens und Treibens wissen, den ich ihr natürlich weder sagen wollte, noch konnte. Ich zeigte jedoch eine sonst nicht an mir gewohnte Festigkeit, so daß die Frauen sich schließlich gezwungen sahen, mir nachzugeben. Alle Vorbereitungen wurden nun getroffen, die Einladungen erlassen und der Tag festgesetzt. Die Gräfin hatte mir ihr gegebenes Wort gehalten und meine Ernennung zum Gesandten an einem der kleineren italienischen Höfe bei dem ihr ergebenen Minister durchgesetzt. Ich erhielt meine Anstellung

mit der Weisung, mich sofort auf meinen Posten zu begeben, als hinge das Wohl des preußischen Staates von dieser ganz unbedeutenden Mission ab.

Auf den Rath meiner Gönnerin wurde die ganze Angelegenheit so heimlich betrieben, daß Niemand von meiner schnellen Abreise eine Ahnung haben konnte, Constance sollte ebenfalls erst nach geschehener Trauung damit überrascht werden. Im Voraus waren die Postpferde bestellt, um uns ohne ferneren Aufenthalt nach Italien zu führen.

Zur bestimmten Stunde stellten sich die eingeladenen Gäste und Zeugen ein, unter denen die angesehensten Mitglieder des diplomatischen Corps und selbst einige Minister sich befanden. Der Prediger wartete in dem benachbarten Salon, um die Ceremonie vorzunehmen. Als Constance im bräutlichen Kleide von weißer Seide, den Myrthenkranz in den Haaren, von ihrer Mutter begleitet, endlich erschien, erregte ihre Schönheit und der Glanz ihrer geschmackvollen Toilette die größte Bewunderung. Es gab keinen Mann, der nicht gern an meiner Stelle sich befunden hätte, keine Frau, die nicht im Stillen die Reize meiner Braut beneidete. Meine Eitelkeit fühlte sich durch den ihr zu Theil gewordenen Triumph geschmeichelt und ich glaubte in der That der glücklichste Mann auf Erden im Besitze

eines solchen Schatzes zu sein. Eine interessante Blässe, die auf ihrem Gesichte lagerte, verlieh ihr noch in meinen Augen einen neuen Zauber und ich deutete die bleiche Farben als ein mir günstiges Zeichen jungfräulicher Befangenheit und bräutlicher Sehnsucht.

Eben stand ich im Begriff ihr meine Hand zu reichen und sie zu dem improvisirten Altar zu führen, als plötzlich die Flügelthüren des Salons mit ungestümer Gewalt aufgerissen wurden. Vor uns stand eine verwilderte Gestalt, in der ich meinen Jugendfreund, den in Paris zurückgelassenen Franz zu erkennen glaubte, obwohl seine Züge von Schmerz und Wuth verzerrt und zum Entsetzen entstellt waren. Sein dunkles Haar hing in wilden, wirren Locken um die bleiche gefurchte Stirn, das Gesicht war eingefallen, auf den Wangen glühte eine unnatürliche, fieberhafte Röthe, sein sonst so schönes Auge rollte im furchtbarer Unruhe und seine Lippen waren zu einem irren Lächeln verzogen. Ein struppiger und ungepflegter Bart und die Lumpen, in denen er gekleidet war, die zerrissenen, mit Staub bedeckten Schuhe vollendeten das unheimliche Bild eines vollkommen Wahnsinnigen. Er war, ohne von den anderweitig beschäftigten Bedienten aufgehalten zu werden, die Treppe hinaufgestürmt und unbemerkt in den Saal getreten.

Unbeschreiblich war der Eindruck seiner Erscheinung; die Gäste wichen scheu zurück und sahen sich mit verwunderten und entsetzten Blicken an; Constance stieß einen lauten Schrei aus und sank ohnmächtig in die Arme ihrer nicht minder erschrockenen Mutter, die sich jedoch schneller und besser zu fassen wußte und den herbeistürzenden Bedienten die Weisung gab, den Unglücklichen mit Gewalt zu entfernen. Ehe ich selbst noch zur Besinnung kam, hatte der Wahnsinnige sich wie ein wüthendes Thier auf meine Braut gestürzt und ihr mit einem raschen Griff den Myrthenkranz vom Haupte gerissen, den er mit Füßen trat, ein heiseres, wildes Gelächter aufschlagend.

„Fort mit dem Myrthenkranz", herrschte er ihr mit Donnerstimme zu, „Kindesmörderin!"

Constance schlug die Augen auf und starrte ihn so eigenthümlich flehend und zugleich schuldbewußt an, als stände der Engel des Gerichts mit dem Flammenschwerte vor den Blicken der geständigen Sünderin.

„Schaffe doch den Wahnsinnigen fort", raunte mir die Tante in das Ohr. „Der Skandal ist nicht länger zu ertragen."

Ihre Fassung hatte aber auch die lebenskluge Frau verlassen, unter der Schminke sah ich trotzdem ihre Wangen bis zur Stirn erbleichen; die Furcht besiegte

ihren erkünstelten Muth, ihre Glieder schlotterten und kaum vermochte sie sich aufrecht zu erhalten. Die übrigen Gäste standen wie gelähmt, Keiner wagte es, den Wahnsinnigen zu berühren, der drohend eine doppelläufige Pistole mit gespanntem Hahne in seinen Händen hielt.

„Dem Ersten, der mir naht", schrie er laut, „schieße ich diese Kugel durch den Kopf! Seht Ihr nicht, daß ich der Genius der Rache, der Erzengel des jüngsten Gerichtes bin, den Arm mit dem Donner und Blitz der Vergeltung bewaffnet! Ich habe über Könige zu Gericht gesessen und ihr Haupt ohne Mitleid fallen sehn. Jetzt bin ich gekommen, um die anderen Sünder zu bestrafen. Kniee nieder Weib! gestehe Deine Schuld und bete zu dem Ewigen, daß er Dir vergebe!"

Hochaufgerichtet mit ausgestrecktem Arm und trotz des Wahnsinns noch immer schön und stolz stand Franz in der That wie ein zürnender Cherub da. Seine großen Augen strahlten in unnatürlich überirdischem Glanz, der unzerstörbare Adel einer ungewöhnlichen Erscheinung umschwebte seine hohe Stirn und der selbst zerrüttete Geist leuchtete noch aus jeder Bewegung; auch in Lumpen glich er einem gefallenen Engel. Zu seinen Füßen lag von Neuem Constance hingesunken wie die reuige Magdalena, von den losgelösten Locken

waren ihre Wangen und die weißen, üppigen Schultern zum Theil verhüllt; sie hatte ihr Gesicht mit beiden Händen bedeckt und schien zu weinen.

„Die Sitzung ist eröffnet", rief der Wahnsinnige, „die Geschworenen sind zugegen! Man führe die Angeklagte vor; ich will sie hören und befragen, ehe ich ihr Urtheil spreche. Rede, Weib, und vertheidige Dich, aber glaube mich nicht zu täuschen! Ich weiß, daß Du die Himmlischen selbst mit Deinen Bitten und Thränen verführen kannst, nur mich nicht; denn meine Brust ist von Erz und mein Herz hat aufgehört zu schlagen, seitdem Du es vergiftet hast. Gieb Antwort, warum hast Du es getödtet, da ich Dich doch so sehr geliebt, daß ich über meine Liebe Vater, Mutter und Geschwister, meine Ehre und meine Seligkeit vergessen habe?"

Eine tiefe Stille herrschte in dem weiten Saale, man hörte nur das leise Schluchzen Constance's. Alle Anwesenden und ich selbst waren von der Seltsamkeit des sich darbietenden Schauspiels so tief ergriffen, daß Keiner dazwischenzutreten den Muth hatte, weniger aus Furcht vor dem bewaffneten Irren, sondern wie von einer höheren Macht gezwungen.

„Du hast mich verlockt", fuhr der Unglückliche anfänglich im weichen, dann im immer schneidenderen

Tone fort, „bis ich Dir Alles hingeopfert habe, meine Seele, meinen Geist, die Ideale und die Träume meiner reinen Jugend. Ich habe meinen Vater gemordet, den Freund verrathen, um Dir zu gefallen. Und als ich nichts mehr Dir zu bieten hatte, hast Du mich von Dir fortgestoßen, wie einen Hund. In die Fremde wurde ich von Dir getrieben, wo ich aus Verzweiflung mich in ein Meer von Blut gestürzt habe. Jetzt bin ich zu Dir durch das Blut geschwommen und Du wendest Dich von mir schaudernd ab, weil die häßlichen rothen Flecken noch an meinen Händen kleben. Ich will auch nicht mehr tödten, nur Dein Blut soll das letzte sein, das ich noch vergieße, damit ich mich darin rein wasche von aller Schuld."

Vernunft und Wahnsinn wechselten so in seiner Rede ab, durch die dunkle Nacht des wirren Geistes zuckten die Blitze eines klaren Bewußtseins nur um so greller und entsetzlicher. Mich überkam unwillkürlich eine Ahnung von der Wahrheit und ich brauchte nur in das bleiche, schuldbewußte Gesicht Constance's zu sehn, um eine Bestätigung meiner fürchterlichen Vermuthungen zu lesen.

„Du hast mir Liebe geschworen", fuhr der Irre fort, „und Deine Eide gebrochen. Denkst Du noch an die verschwiegene Nacht, wo ich Dich zum ersten

Mal umschlang und mit der Hölle Glut an meine Brust drückte? Wie eine Harpye lagst Du in meinen Armen und saugtest lachend das Blut aus meinen Adern und das Mark aus meinen Knochen. Du warst die Schlange, die mich umstrickte und mit ihren giftigen Zähnen, während ich sie wärmte und liebkoste, die Stelle suchte, wo sie mich am Schmerzlichsten verwunde. Treuloses Weib, warum hast Du mich verlassen? Weil ich arm war und keine Ahnen aufzählen konnte, hast Du mich weggejagt, nachdem Du meine Jugendkraft genossen. Du schämtest Dich Meiner am hellen Tage, nachdem Du in der stillen Nacht mit mir gekost; Du wolltest mich nicht kennen und spottetest über meinen Schmerz wie über meine Liebe. Was kümmerte Dich meine wilde Verzweiflung, mein stiller Gram, Du lachtest über mich, denn Keiner wußte um unser stilles Glück. Ich hätte mir eher die Zunge und das Herz aus der Brust ausreißen lassen, als daß ich Dich verrathen hätte."

Die Stimme versagte dem Unglücklichen und über seine zerstörten Züge schwebte eine unendliche Rührung, ein Abglanz seiner so großen und so schmählich verrathenen Liebe. Selbst Constance schien von diesen Erinnerungen erschüttert, ich glaubte zu bemerken, wie ihr ganzer Körper unwillkürlich zusammenbebte.

„Alles, Alles“, fuhr Franz in seiner Zerrüttung fort, „wollte ich Dir vergeben, Dir verzeihn, daß Du mich so unglücklich gemacht, nur nicht das Verbrechen, dessen Mitschuldiger ich durch Dich geworden bin. Du hast das Kind, das Du unter Deinem Herzen trugst, ermordet, und ich wußte darum und durfte Dich nicht hindern. Darum bin ich so gut verdammt wie Du, verdammt durch den Richterspruch des Ewigen zu den Qualen der Hölle, die in meinem Gehirne lodern. Nur ein Mittel gibt es noch, mich zu erlösen und von meinen Schmerzen zu befrein, wenn ich die Glut mit Deinem Blute lösche. Darum bin ich jetzt hier, um Dich zu tödten, Du mußt sterben, mit mir sterben, damit wir vereint unsere Sünden büßen und den Frieden im Grabe finden. Mache Dich bereit und kniee nieder! Kein Anderer, als ich, soll das Urtheil vollstrecken, das die Geschworenen und die Richter gefällt haben. Dieselbe Hand, die Dich so oft umschlungen, wird Dich sanft bestrafen. In einem Kusse, den ich noch einmal auf Deine verwünschten Lippen drücke, wollen wir zusammen untergehn.“

Länger durfte ich nicht zögern, da der Wahnsinnige wirklich Constancen mit starken Armen ergriff und zu küssen versuchte, wogegen sie sich mit Abscheu sträubte.

„Komm, mein Täubchen!“ lachte er, über ihren

Widerstand nur noch mehr aufgeregt. „Du hast Dich doch früher nicht vor meinen Küssen gefürchtet und mich gern geküßt.“

„Schamloser!“ stammelte sie, indem sie sich von ihm loszuwinden anstrengte.

„Halt ein, Franz!“ rief ich ihm zu, seinen Arm ergreifend.

Aber der Wahnsinnige hielt seine Beute fest, so daß ich ihn nur mit Gewalt von ihr abbringen konnte; was ich gern vermieden hätte. Ich stürzte mich deshalb auf ihn und rang mit ihm, aber mit der Riesenkraft des Wahnsinns schleuderte er mich zurück, so daß ich ohne Besinnung zu Boden stürzte. Im nächsten Augenblick donnerte ein Schuß, Constance wankte und der Irre jauchzte laut auf, indem er mit furchtbarer Stimme Ça ira, ça ira, das blutige Revolutionslied, anstimmte und förmlich den wilden Sanscülottentanz aufführte. Als ich zur Besinnung kam, sah ich meine Tante neben ihrer Tochter hingestürzt, deren weißes Brautkleid von einem Strome rothen Blutes befleckt war. Die meisten Gäste hatten sich erschrocken entfernt, der Wahnsinnige wurde von den Dienern festgehalten, während Andere nach dem Arzte und der Polizei geeilt waren.

Der herbeigerufene Doktor erklärte Constance's Wunde für tödtlich, obwohl sie noch einmal die Augen

aufschlug und mir ein Zeichen machte, mich ihrem Bette zu nähern. Mit schwacher Stimme bat sie mich, alle überflüssigen Zeugen und selbst ihre Mutter zu entfernen, da sie mit mir noch zum letzten Male im Geheimen sprechen wollte. Nur mit Mühe gelang es mir, die Tante fortzuführen, die ein solch' ungestörtes Zusammensein durchaus zu verhindern suchte.

Endlich waren wir allein.

Constance ergriff meine Hand und bat mich unter Thränen und Seufzern um Vergebung, indem sie die unzusammenhängenden Beschuldigungen des wahnsinnigen Jugendfreundes durch ihr Geständniß ergänzte und vollkommen bestätigte. In der Nähe des Todes erwachte die Reue in ihrem sonst so kalten Herzen; ich schauderte über das Verbrechen, dessen sie sich anklagte und das ich nicht niederzuschreiben wage; sie hatte es mit Hilfe ihrer Mutter ausgeführt, um ihre Schande der Welt zu verbergen. Ebensowenig leugnete sie ihr unerlaubtes Verhältniß zu dem unglücklichen Franz, den sie anfänglich zu sich gezogen, um ihn später der Verzweiflung preiszugeben. Während er sie wahrhaft geliebt, hatte sie nur ein frivoles Spiel mit seinen Neigungen getrieben und auch ihn wie mich und alle Welt, auf das Frevelhafteste getäuscht und betrogen. Selbst die Wahrheit der ihr zur Last

gelegten Absicht, meine Gönnerin zu verdrängen und ihre Stelle einzunehmen, obwohl sie mir Liebe und Treue geschworen, erfuhr ich aus ihrem eigenen Munde. Ich selbst sollte dabei zum Deckmantel ihres Ehrgeizes dienen und mit meinem Namen ihre Schande vor der Welt verbergen.

Diese Geständnisse begleitete sie mit den gräßlichsten Verwünschungen gegen ihre eigene Mutter, welche sie als die Urheberin aller von ihr begangenen Verbrechen und Sünden offen und ohne jede Rücksicht anklagte. Die Furcht vor dem Tode, das wiedererwachte Gewissen, die Schrecken des Grabes drückten sich in ihren bleichen, von unaussprechlichen Qualen verzerrten und entstellten Zügen aus; sie steigerten sich bis zur entsetzlichsten Verzweiflung, je näher die verhängnißvolle Stunde heranrückte. Bald schrie sie nach dem Arzte, weil sie nicht sterben wollte, bald verlangte sie einen Geistlichen, um ihr Gewissen zu erleichtern und aus seinem Munde Worte des Trostes und der religiösen Erhebung zu vernehmen. Ihre Augen starrten mit dem Ausdrucke der furchtbarsten Angst in das Jenseits, als sähe sie bereits den Engel der Vergeltung, als fühlte sie alle Strafen der Hölle im Voraus. Mit beiden Händen klammerte sie sich fest an mich und bat, daß ich sie retten sollte. Ihre

Lebenslust sträubte sich mit dem letzten Aufraffen ihrer ganzen Kraft gegen den verhaßten Tod, der unaufhaltsam seiner Beute sich bemächtigte. Ihre Leiden waren so groß, daß sie trotz aller gegen mich begangenen Sünden mein Mitleid erregten und ich ihr wiederholt meine Vergebung versicherte.

Je näher der gefürchtete Augenblick heranrückte, desto gräßlicher wurde ihr Sträuben, Ringen und Kämpfen gegen den unerbittlichen Feind; sie krümmte und wand sich, wie ein zertretener Wurm, sie raufte sich das Haar und zerfleischte sich die Brust mit ihren Nägeln. Als auf mein Rufen die Mutter herbeieilte, stieß sie dieselbe mit dem Ausdrucke des höchsten Entsetzens zurück, indem sie selbst im Sterben sie mit Vorwürfen überhäufte. Länger noch als eine Stunde dauerte das schrecklichste Schauspiel, dem ich je in meinem Leben beigewohnt. Zuletzt stieß sie noch einen furchtbaren Schrei aus, ihre Augen brachen, die Seele war entflohn und stand vor dem ewigen Richter.

Unterdeß hatte sich die Polizei eingefunden und sich des unglücklichen Franz' bemächtigt. Er ließ sich ohne Widerstreben festnehmen, nur verlangte er noch einmal die getödtete Constance zu sehn; er bat so innig und wurde, da man seinem Wunsche nicht gleich nachgab, so wüthend, daß man sich

zuletzt gezwungen sah, ihn zu der Leiche zu führen. Sie lag noch in ihrem Brautstaate auf dem schnell bereiteten Lager; der Tod hatte sein Versöhnungswerk an ihr gethan und ihr den Frieden geschenkt, den ihr das Leben versagt. Der Kampf hatte ausgetobt, über ihrem noch immer schönen Gesichte war die Ruhe des Grabes gebreitet, nur der krampfhaft verzogene Mund und die starren Augen, welche ihre Mutter vergebens zuzudrücken versucht, verriethen den schweren Abschied vom Leben.

Bei diesem Anblicke sank der Wahnsinnige in einer lichten Anwandlung zu ihren Füßen, indem er ihre schlaffe, weiße, herunterhängende Hand ergriff und mit seinen Küssen und Thränen bedeckte.

„Todt! todt!“ stöhnte er aus tiefer Brust. „Jetzt erst gehörst Du mir wieder an. Du wirst mich nicht mehr verlassen und ich werde Dir folgen. Das Grab soll unser Brautbett sein, d'rin wollen wir die Hochzeit feiern. Hörst Du nicht, wie die Glocken uns zur Trauung rufen! Der Priester legt unsere Hände zusammen und der Todtengräber sagt Amen dazu. Dann schließt er uns ein, damit uns Niemand stören kann, nur die stillen Würmer besuchen uns und feiern den Leichenschmaus. Aus unseren Herzen wachsen Rosen, eine rothe und eine weiße, mit vielen, vielen Dornen.

Ach! unser junges Leben war so schmerzensreich und unsere Liebe hat ein böser Zauberer vergiftet. Aber das ist vorüber, der Tod macht Alles gut."

Plötzlich fing er mit leiser Stimme zu singen an, so traurig und ergreifend, daß uns Allen die Thränen in den Augen standen:

„Der Tod, der Tod macht Alles gleich
Ob arm, ob reich;
Ob König oder Bettelmann.
Er faßt mit dürrer Hand uns an
Und ladet uns zum Tanze,
Die Braut im Myrthenkranze
Zum Tanze, zum Tanze!"

Wie ein Rasender sprang er auf, indem er die anfänglich langsame Melodie immer schneller und schneller sang, wozu er sich wirbelnd im Kreise drehte, bis ihm die Sinne zu vergehn drohten; mit einem schrillen Schrei den wilden Reigen endend. Wieder schien das Bewußtsein wie ein heller Blitz die finstere Nacht des irren Geistes zu durchzucken, noch einmal kehrte er zu der Todten zurück, die er, ohne daß wir ihn daran hindern konnten, fest in seine Arme schloß.

„Leb' wohl, leb' wohl!" rief er mit herzzerschneidendem Jammer. „Wir müssen scheiden. Gott allein weiß, wie sehr ich Dich geliebt. Daß Du mich gekränkt, will ich Dir verzeihn und, wenn ich Dir Weh'

gethan, vergieb auch mir! Droben sehen wir uns wieder, ja wieder. —"

Endlich mußten wir ihn mit Gewalt von der Leiche fortbringen, die er ungeachtet meines gütlichen Zuredens nicht verlassen wollte. Er wehrte sich mit Riesenkraft gegen uns und nicht ohne Anstrengung ließ er sich entfernen. Einen Augenblick schien er mich zu erkennen; denn er bat und beschwor mich, ihn gegen die bösen Geister zu beschützen, wofür er die Polizeibeamten hielt.

„Bist Du nicht mein Freund?" rief er mir zu. „Hast Du vergessen, daß wir uns ewige Treue geschworen? Komm und rette mich aus den Klauen der Ungeheuer! — Sie verfolgen mich, weil ich das Reich der Hölle stürzen und die goldene Zeit herbeiführen wollte. Darum habe ich gekämpft und gerungen, gelitten und geduldet mit den Helden des Jahrhunderts. Aber Satan will nicht, daß wir die verschlossenen Pforten des verlorenen Paradieses wieder öffnen. Er stellt sich davor und wehrt mit dem Beile in der Hand den Eintritt. Siehst Du nicht, wie ein Kopf nach dem andern fällt? — Zuerst der König, dann die Königin, der schöne Barbaroux, der große Danton, der ehrliche Robespierre, sie alle müssen sterben. Die Revolution ist wie Saturn, sie verschlingt

ihre eigenen Kinder und mästet sich mit dem edelsten Blute. Aber auf die Sündflut folgt der Regenbogen des Friedens. Der Genius der Freiheit wird siegen und die ganze Menschheit erlösen; dann werden die abgeschlagenen Köpfe am Himmel als lichte Sternbilder glänzen, groß und erhaben, einige blutigroth, andere in mildem blauen Glanz. Das ist das Ende von dem alten, alten Liede, das die Schicksalsschwestern singen."

So tobte der Unglückliche in seinem Wahnsinn, die Vergangenheit und Gegenwart vermischend, bald in wildem Liebesschmerz aufgelös't, bald in seinen revolutionären Ideen schwelgend, bis er endlich von den Beamten fortgebracht und zunächst nach dem Criminalgefängnisse geführt wurde, wo sich jedoch seine Unzurechnungsfähigkeit sogleich herausstellte, so daß er in das Irrenhaus abgeliefert werden mußte. Dort verfiel er, trotz der sorgfältigsten Pflege, in vollkommene Raserei, welche die Aerzte für unheilbar erklärten. Als ich ihn wieder sah, fand ich ihn in einer düsteren Zelle, mit der Zwangsjacke bekleidet, da er schon mehrere Selbstmordversuche gemacht hatte. Er saß in einer Ecke zusammengekauert, stumpf und ohne Theilnahme, mehr einem wilden Thiere als einem Menschen ähnlich, nur das lodernde Feuer in

seinen unheimlich rollenden Augen und einzelne abgebrochene Reden zeigten noch von innerem Leben und daß der göttliche Funke eines hochbegabten Geistes noch nicht gänzlich in ihm erloschen war. Thränen standen in meinen Augen, als ich den armen Jugendfreund so wieder sah, und ich bat im Stillen zu Gott, daß er ihn bald von der Erde nehmen und von seinen unaussprechlichen Leiden befreien möge.

Wie der mich begleitende Arzt der Anstalt mir erzählte, beschäftigte sich der Kranke hauptsächlich mit der französischen Revolution; er schmeichelte sich in seinen Phantasien der Retter der Menschheit zu sein und hielt von Zeit zu Zeit lange Reden voll Geistesblitze und wunderbarer Gedanken mitten in einem Schwall von Unsinn und verwirrten Worten ohne allen Zusammenhang. Zuweilen sprach er auch von Constance mit einer Liebe und Zärtlichkeit, welche die Gewalt seiner Leidenschaft verrieth. Die meiste Zeit brachte er jedoch in stumpfem Hinbrüten zu. Dabei nahmen seine Kräfte täglich mehr und mehr ab, so daß sich seine baldige Auflösung mit Gewißheit voraussehn ließ. Auf meinen Wunsch hatte der Arzt an den Vater des Unglücklichen geschrieben, der noch am Leben war und nach wie vor seine Stelle als Pastor bekleidete. Dieser war sogleich herbeigeeilt, aber der Sohn erkannte ihn nicht,

eben so wenig wie er mich erkannt hatte. Aus dem Munde des würdigen Greises erfuhr ich aus einigen Andeutungen, daß Franz die großen Hoffnungen, welche er in seiner Jugend erweckte, als Student anfänglich vollkommen zu rechtfertigen schien. Mehr auf den Wunsch seines Vaters als aus innerem Beruf hatte er das Studium der Theologie gewählt; vorzugsweise interessirte er sich jedoch für die Kirchengeschichte und die verschiedenen Secten des Christenthums, während ihn die eigentliche Dogmatik und Exegese kalt ließ. Schon damals waren in seiner Seele Zweifel über die Wahrheiten der geoffenbarten Religion entstanden, die mit jedem Tage wuchsen. Er schwärmte für den innern Kern der Lehre Jesu, wogegen er alles Beiwerk, die Wunder des Erlösers und seiner Apostel, die ganze Auferstehungsgeschichte, die Lehre von der Dreieinigkeit, dem jüngsten Gerichte und den Höllenstrafen als Fabeln und dem Geiste der wahren Religion zuwiderlaufend verwarf. Auch er huldigte der damaligen Aufklärung, wenn auch seine Anschauung minder seicht, sich weit mehr einer späteren kritischen Richtung näherte und auf einer gründlich wissenschaftlichen Bildung und Forschung beruhte.

Ein kleiner Aufsatz, den er in diesem Sinne schrieb und veröffentlichte, erregte ungemeines Aufsehn und

fand den Beifall aller Gleichgesinnten. Selbst der berühmte Kant, dem er die Schrift mit einer Widmung zugeschickt, lobte den jungen Verfasser und lud ihn zu sich nach Königsberg ein. Hier hörte Franz den großen Philosophen, dessen Lieblingsschüler er bald wurde. Seine jugendliche Begeisterung und Thatkraft begnügten sich jedoch nicht damit, das System des Meisters in sich aufzunehmen und weiter zu entwickeln, sondern er beschäftigte sich in allem Ernste mit dem Gedanken, dasselbe in das praktische Leben einzuführen und an die Stelle der Religion zu setzen, indem er in der festen Ueberzeugung lebte, daß die Zeit gekommen sei, wo die Welt des Christenthums entbehren und einzig und allein mit den Grundsätzen einer philosophischen Moral ausreichen könne.

Schwärmend für seine neue Idee, ging er sogleich an die Ausführung derselben, indem er, soweit dies die beschränkenden Censurverhältnisse gestatteten, dafür durch die Oeffentlichkeit zu wirken suchte. Als er jedoch hierbei auf unübersteigliche Hindernisse stieß, machte er im Geheimen Propaganda; er warb unter der studirenden Jugend und versammelte eine kleine Schaar um sich, die sich mit ihm förmlich zum Sturze jeder Religion, zur Niederreißung aller Schranken und Vorurtheile verband. Anfänglich hatte Franz mit den

schon bestehenden Illuminaten sich zu vereinigen gedacht, aber bei näherer Kenntnißnahme ihrer Oberen und der von ihnen befolgten Grundsätze fand er sich in seinen Erwartungen getäuscht. Der von den damaligen Lichtfreunden eingeschlagene Weg schien ihm zu unsicher und zu langsam zu dem von ihm erstrebten Ziele zu führen. Darum beschloß er in jugendlichem Eifer und in seiner Selbstüberschätzung, das große Werk allein zu übernehmen, von der Erhabenheit seiner Mission vollkommen überzeugt.

Bald wurde er der Mittelpunkt jugendlicher Phantasten, mit denen er gemeinsam die Welt umzugestalten und die Menschheit zu reformiren gedachte. Sein Geist, die Macht seiner gewinnen den Persönlichkeit verschafften ihm in der That Bewunderer und Anhänger, die er an sich zu fesseln wußte. Besonders aber übte er auf die meisten Frauen, mit denen er in Berührung trat, einen fast dämonischen Zauber aus. Er war, nach der Schilderung des eigenen Vaters, von fast ideal männlicher Schönheit, ein junger Apollo mit feurigen Augen und von Geist belebten Zügen, voll innerer Glut und Leidenschaftlichkeit, eine durchaus hochbegabte Natur, hinreißend durch den Zauber seiner Beredsamkeit, durch die ihm angeborene Genialität.

So erschien er nach seiner Rückkehr von Königs-

berg in das Vaterhaus der zur blühenden Jungfrau entfalteten Constance. Bald wurde sie seine lernbegierige Schülerin, ihr skeptischer Verstand sympathisirte mit seinem kritischen Geiste, täglich mußte er mehrere Stunden auf dem Schlosse und in ihrer Gesellschaft zubringen. Die frühere Jugendfreundschaft erleichterte die vertrauliche Annäherung, die leichtfertige Lebensanschauung des Jahrhunderts setzte sich in genialer Ungebundenheit über die Schranken der Sitte hinweg, das üppige, von einer frivolen Mutter erzogene Mädchen stürzte sich in die Arme des aller Vorurtheile spottenden Jünglings, Beide lechzten nach Genuß und glühten von dem Feuer einer unerlaubten Liebe verzehrt. Während aber Constance in vornehmer Coquetterie sich nur einer augenblicklichen Verirrung überließ, gab sich der tiefer empfindende Franz mit Leib und Seele dem verlorenen Weibe hin. Seine Liebe war keine vorübergehende Neigung, kein bloßes Spiel der Sinne, sondern wurzelte in seinem Herzen und steigerte sich zu der höchsten Leidenschaft. Um sie vergaß er Alles in der Welt, für sie brachte er jedes Opfer, war er bereit das größte Verbrechen zu begehen.

Niemand hatte eine Ahnung, wie weit dies Verhältniß gediehn, da Constance mit bewunderungswür-

diger Ueberlegung und Vorsicht ihr Geheimniß vor der Welt verbarg und Franz durch einen Eid zum Schweigen zwang. Nur der Mutter entdeckte sie sich, als die Folgen ihres unerlaubten Umganges sich nicht länger verheimlichen ließen. Die kluge Frau, aus eigener Erfahrung vielleicht in derartigen Verlegenheiten bewandert, wußte Rath zu schaffen; sie reiste nach einer weit entfernten Stadt, wo sie mit einem Verbrechen den unbefleckten Ruf der Tochter erkaufte. Für ihre Hilfe forderte sie die Trennung der Liebenden, worin das coquette Mädchen um so leichter willigte, da es längst des Freundes überdrüssig war und sich in dem lebenslustigen Wien ihr neue, glänzende Aussichten eröffneten.

Betrogen und verrathen, blieb Franz in der furchtbarsten Verzweiflung zurück, tief verletzt und gekränkt durch die aristokratische Herzlosigkeit, womit Constance sich von ihm lossagte, nachdem sie ihn zu ihrem Mitschuldigen gemacht, um sich seiner Verschwiegenheit für immer zu versichern. Sein kräftiger Körper und die frische Elasticität der Jugend halfen ihn den unerwarteten Schlag ertragen, obwohl sein innerer Mensch dabei fast vernichtet wurde. Als er sich endlich nach schweren Leiden wieder aufgerafft, kehrte er mit verdoppelter Heftigkeit zu seinen früheren Schwärmereien

zurück, die er in dem Arme der Liebe zwar nicht vergessen, aber fast vernachlässigt hatte. Von jetzt an aber war seinem Idealismus eine krankhafte Bitterkeit und Reizbarkeit beigemischt. Es war ihm nicht mehr bloß darum zu thun, den kirchlichen Glauben umzustoßen, sondern auch die politischen und socialen Vorurtheile, die er nicht ohne Grund als die Ursache seiner bitteren Erfahrungen ansah, mit allen, ihm zu Gebote stehenden Waffen zu bekämpfen. In seinem Innern loderte ein wilder Haß gegen Alles, was adlig und vornehm war, ein Durst, sich an der Ungetreuen in ihren Standesgenossen zu rächen, nachdem Constance und ihre Mutter bei dem bloßen Anerbieten, daß er der Geliebten seine Hand reichen und somit seine und ihre Schuld sühnen wollte, ein höhnisches Gelächter aufgeschlagen und ihn stolz, ja verächtlich zurückgewiesen hatten. —

Immer mehr war er jetzt von der nothwendigen Umgestaltung aller bestehenden Verhältnisse überzeugt und um so eifriger darauf bedacht, seine Gedanken zu verbreiten und in das Leben einzuführen. Natürlicher Weise mußte er mit seinen weltverbessernden Plänen auf den Widerstand der vorhandenen Autoritäten stoßen. Bei seiner bekannten antireligiösen Gesinnung hatte er weder ein Recht, noch die Aussicht, unter der Herr-

schaft des Wöllner'schen Religions-Edictes eine Anstellung in Preußen zu finden. Nicht einmal zum theologischen Examen, wozu er sich auf Andringen seines Vaters früher schon gemeldet hatte, war er zugelassen worden. Die Behörden richteten bereits ein wachsames Auge auf ihn und sein verdächtiges Treiben; täglich sah er sich den kleinen und darum um so empfindlicheren Nadelstichen der polizeilichen Willkür und Verfolgung ausgesetzt, die ihm das Dasein verbitterten und den Aufenthalt im Vaterlande verleideten.

In solcher Stimmung mußte sich unwillkürlich sein Auge auf die französische Bewegung richten, in der er die theilweise Verwirklichung seiner Träume und Phantasieen zu erblicken glaubte. Von dem Rufe der jungen Freiheit gelockt, verließ er das Elternhaus heimlich, um sich, wie so viele deutsche Schwärmer, in den Strudel der Revolution zu stürzen. Fortgerissen von der unaufhaltsamen Strömung, hatte er alle Verirrungen derselben getheilt, mit der Gironde sich begeistert, mit Danton den Schrecken auf den Thron gesetzt, mit Robespierre an die Stelle des Christenthums die Religion des höchsten Wesens und den Cultus der Vernunft begründet, die verschiedensten Systeme und deren Schöpfer steigen und wieder fallen gesehn, mit verwegener Hand selbst in die

Speichen des Weltrades eingegriffen, um zuletzt, von dem blutigen Meere schiffbrüchig ausgeworfen, als ein unheilbar Wahnsinniger im Irrenhause zu enden.

Unwillkürlich mußte ich neben dem unglücklichen Franz an den nicht minder bedeutenden Gugumos denken, Beide hochbegabte Naturen, die entgegengesetzten Richtungen des Jahrhunderts vertretend, fanatisch für ihre Idee begeistert, der Eine für die Autorität und die bestehende Macht mit allen Mitteln kämpfend, der Andere der Freiheit und dem Fortschritte bis zur Verleugnung aller menschlichen Gefühle huldigend, Beide mitten in ihrer Laufbahn von der Hand des Schicksals getroffen, gleichsam einem göttlichen Strafgericht erlegen.

Eine tiefe Trauer beschlich mich bei diesen Erinnerungen meiner eigenen Vergangenheit, und meiner betrübten Seele drängte sich die inhaltsschwere Frage auf:

Was ist Wahrheit? —

X.

Die Pyrmonter Badereise.

Ich selbst war in Folge der vorangegangenen schrecklichen Ereignisse so erschüttert, daß ich bald darauf in eine lang andauernde, gefährliche Krankheit verfiel. Mehrere Tage war ich ohne Bewußtsein; als ich endlich durch die Bemühungen meines vortrefflichen Arztes wieder dazu erwachte, war ich nicht wenig überrascht, an meinem Krankenlager den ehrlichen Meister Thomas in Gesellschaft meines Vaters und meiner Schwester zu finden, der auf die Nachricht von meinem Zustande, ungeachtet seiner eigenen Gebrechlichkeit, herbeigeeilt war. Die beiden Greise hatten sich redlich in meine Pflege getheilt und sich dabei innig befreundet, da wohl nichts die Gemüther so sehr verbindet, als gemeinschaftliche Sorge um einen geliebten Gegenstand.

Jetzt wetteiferten sie miteinander, mir ihre Liebe zu beweisen, nachdem sie sich miteinander ausgesöhnt und das Andenken meiner verstorbenen Mutter gleich einem gemeinsamen heiligen Cultus feierten. Wie ich von ihnen nach und nach erfuhr, war die Tante nach der Beerdigung Constancen's sogleich abgereist, um ihr Leben in einem Kloster zu beschließen, nachdem sie in Wien mit großem Pompe katholisch geworden war.

„Ich zweifle nicht daran", sagte mein Vater, den seine neu erwachte Liebe für mich aus seinem geistigen Schlummer geweckt zu haben schien, „daß sie noch als katholische Heilige einmal stirbt und von der Kirche kanonisirt werden wird."

Ihr Unglück mochte ihn weicher gestimmt haben, denn er sprach von der ihm verhaßten Schwester in milderen Ausdrücken, als sie um ihn verdiente und ich sonst von ihm zu hören gewohnt war. Vielleicht hatte er auch die Absicht, mich zu schonen, da der Arzt die größte Vorsicht wegen meiner hinfälligen Gesundheit angeordnet und alle Erinnerungen an die traurige Vergangenheit streng verboten hatte. Ich selbst vermied es, meine Braut zu erwähnen, obwohl ich ihr im Innern vergeben und für die Unglückliche ein gewisses Mitleid trotz all' ihrer schweren Schuld empfand.

Mein Vater, der mir sehr verändert vorkam und fast fremd geworden war, unterließ es aus den angeführten Gründen, die wunde Stelle meines Herzens zu berühren, indem er mit der größten Schonung gegen mich verfuhr und mich mit einer wahrhaft rührenden Zärtlichkeit behandelte.

Alle Liebe, die er sonst für meine selige Mutter gehegt, schien er jetzt auf mich übertragen zu wollen, ich mußte ihn fast mit Gewalt verhindern, mir die niedrigsten Dienste zu erweisen, worin er sich mit dem ehrlichen Thomas und meiner Schwester, einem trefflichen Mädchen, ablöste.

„Laß mich nur", sagte er, wenn ich ihm wehrte. „Ich muß wieder gut machen, was ich an Dir versäumt. Wir haben Beide geirrt, aber der größere Theil der Schuld trifft mich allein. Ich danke Gott, daß ich noch in meinem Alter Gelegenheit finde, für mein Kind zu sorgen."

Auch meine Schwester wetteiferte mit ihm in Liebesbeweisen; sie war noch unvermählt, da sie aus Rücksicht auf den alten Vater bisher jede sich darbietende Partie ausgeschlagen hatte. Ihr ganzes Wesen erinnerte vielfach an die gute Mutter, deren Herzensgüte und Sanftmuth sie geerbt hatte. Ohne schön zu sein, fesselte sie durch ihre zarte Weiblichkeit und

Anspruchslosigkeit. Ihr Gesicht war der Spiegel einer schönen Seele und verrieth den besten Charakter von der Welt. Je mehr ich sie kennen lernte, desto mehr liebte ich sie auch, und ich machte mir im Stillen Vorwürfe, daß ich das liebliche Geschöpf bisher so unbrüderlich vernachlässigt. Die angeborene Liebe zur Familie erwachte von Neuem in meinem Herzen und ich faßte den festen Entschluß, mich von den Meinigen nicht mehr zu trennen.

Unter solch' liebevoller Pflege genas ich allmälig. Auf Rath des Arztes sollte ich zur völligen Widerherstellung meiner Gesundheit das Bad in Pyrmont besuchen, wo auch der König mit der Gräfin Lichtenau verweilte. In Begleitung meines Vaters und der Schwester trat ich meine Reise dahin an. Pyrmont war in jener Zeit das beliebteste Modebad der feinen Welt; man kann sich kaum einen Begriff von dem damaligen Luxus und dem daselbst herrschenden Glanze machen. Mehr als zwanzig deutsche Reichsfürsten und eine Menge von reichen und vornehmen Ausländern, besonders Engländer und französische Emigrirte scharten sich um Friedrich Wilhelm den Zweiten; sie bildeten ein staatliches Hoflager, an dem sich auch der Kronprinz und seine reizende Gemahlin auf die dringende Einladung seines Vaters betheiligten. Alle

diese Herrn und Fürsten huldigten der Macht der Gräfin, die in diesem Augenblicke die einflußreichste Person am preußischen Hofe war; sie wurde mit Schmeicheleien, Artigkeiten und Geschenken überhäuft, da Jeder, der bei dem Könige Etwas zu erreichen wünschte, sie für sich und seine Angelegenheit zu gewinnen suchte. Besonders waren es die Emigranten, die sich um sie drängten und ihr in der auffallendsten Weise den Hof machten. Man sah Herzöge und Marquis, deren Adel bis zur Zeit der Kreuzzüge reichte, auf der Promenade mit entblößten Köpfen in echt französischer Galanterie die Gräfin umschärmen, wie einst unter Ludwig dem Fünfzehnten eine Pompadour und Dubarry.

Auch der phantastische Bischof von Londondery, Lord Bristol, hatte sich in Pyrmont eingefunden und erregte durch sein excentrisches Betragen und seine alle erlaubten Grenzen überschreitende Freimüthigkeit das größte Aufsehn. Er spielte noch immer, trotz seiner grauen Haare, den glühenden Anbeter der Lichtenau; in seiner närrischen Arroganz ging er sogar so weit, dem Könige ernsthafte Vorwürfe zu machen, daß er bei seiner schwankenden Gesundheit bisher so wenig für das Schicksal der Gräfin nach seinem Tode gesorgt. „Wenn Ew. Majestät", sagte der mehr als

freimüthige Bischof, „es noch länger dulden, daß die Gräfin Lichtenau der Gefahr ausgesetzt bleibt, in Zukunft einmal die Noth und Abhängigkeit kennen zu lernen, so werde ich die geheiligte Schuld der Freundschaft erfüllen, ich werde ihr ein Schloß in England und zweitausend Pfund Jahreseinnahme gesetzlich verschreiben." Friedrich Wilhelm der Zweite wollte sich an Großmuth nicht von dem Engländer übertreffen lassen und dachte in der That, die Zukunft seiner Freundin auf eine glänzende Weise zu sichern. Eine Zeit lang ging er mit dem Gedanken um, dem Fürsten von Waldeck, dem Pyrmont gehörte, sein Land für die Gräfin abzukaufen und sie somit in den Reichsfürstenstand erheben zu lassen. Der Fürst war sogleich dazu bereit und schrieb ihr Briefe über Briefe, um den Ankauf zu beschleunigen. Sie selbst aber hielt einen derartigen Besitz jedoch für zu unsicher, da sie den möglichen Einspruch der Reichsstände fürchtete; weßhalb sie es verzog, eine baare Schenkung von fünfmalhunderttausend Thalern anzunehmen, nachdem sie bereits durch die Gnade des Königs bei ihrer Erhebung in den Grafenstand die drei Domainen Lichtenau, Breitenwerder und Roßwiese empfangen hatte. Später bereute sie es, daß sie nicht auch noch das Fürstenthum Waldeck dazu erworben, wenigstens er-

innere ich mich eine darauf bezügliche Aeßerung aus ihrem eigenen Munde gehört zu haben: „Ich hätte die Höhe nur keck besteigen sollen, der Schwindel würde schon vergangen sein, und ich stände jetzt wenigstens eben so fest, als irgend ein fürstliches Haus in Deutschland.“

Da ich trotz meiner Zurückgezogenheit noch immer ihr Vertrauen besaß, so machte sie mich mit dem Geschenke der fünfmalhunderttausend Thaler bekannt, indem sie meine Ansicht darüber durchaus vernehmen wollte. Ich war zu offen, um ihr meine Bedenken darüber zu verschweigen, wenn ich auch mit der größten Discretion dabei verfuhr.

„Was würden Sie“, fragte mich die Gräfin plötzlich, „gethan haben, wenn der König Ihnen eine solche Summe zum Geschenk gemacht hätte? Würden Sie den Muth gehabt haben, die fünfmalhunderttausend Thaler auszuschlagen?“

„Es kommt darauf an, wofür ich sie erhalten. Nur wirkliche große Verdienste um den Staat dürften ein Anrecht geben.“

„Ich verstehe Sie trotz aller Umschweife und danke Ihnen für ihre Aufrichtigkeit. Was einem hochverdienten Staatsmanne erlaubt ist, darf ein unbedeutend weibliches Geschöpf, wie ich bin, nicht für sich in An-

spruch nehmen. Aber“ setzte sie mit Feuer hinzu, „dieses unbedeutende Geschöpf hat dem früheren Kronprinzen Alles geopfert, was eine Frau zu geben im Stande ist, hat zu einer Zeit, wo dieser selbst oft Noth litt, seine Armuth getheilt, hat allen, auch den vortheilhaftesten Aussichten des ehelichen Glücks entsagt, hat vielleicht im Stillen manches Gute gestiftet und manches Unheil verhütet. Wenn sich nun der nachmalige Monarch bei seiner Kränklichkeit in seinem edlen Herzen gedrungen fühlt, einer solchen Frau ein günstiges Schicksal zu sichern, wer vermag es, den Geber oder die Nehmerin deshalb zu verdammen?“

Ich verstummte aus erklärlichen Gründen, aber sie nahm mein Stillschweigen für eine billigende Zustimmung an, ganz in der Weise der meisten um Rath Fragenden, welche nur die Ansichten Anderer hören wollen, um darin eine Bestätigung ihrer eigenen zu finden.

Natürlich beschwor die Gräfin in ihrer Verblendung das nahe Ungewitter über ihr Haupt herauf; besonders fühlte sich der Kronprinz durch ihr ganzes Auftreten verletzt, obgleich sie keine Gelegenheit unterließ, ihn für sich zu gewinnen. Am dritten August wurde im Brunnensalon sein Geburtstag gefeiert, ich konnte selbst in meiner damaligen Stimmung nicht unterlassen, ihm

meine herzlichsten Glückwünsche darzubringen, worüber er sich zu freuen schien. Plötzlich verdüsterte sich sein Gesicht, als die Gräfin Lichtenau auf ihn zutrat, um ihm ebenfalls zu gratuliren. Noch peinlicher wurde bei der Festtafel seine Lage, wo sie sich erhob und ein von ihr gedichtetes Lied zur Feier des Tages vortrug. Durch die Gegenwart des königlichen Vaters gezwungen, sah er sich genöthigt, ihr mit einem erkünstelten Lächeln und einigen nichtssagenden Worten zu danken.

Besser als die Gräfin verstand es ihr früherer Gatte, der Kämmerer Rietz, den ihm zukommenden Platz ohne jede Ueberhebung einzunehmen, obwohl auch er zuweilen seine eigentliche Stellung vergaß. Auch er, als der geheime Vertraute seines Herrn und der verborgene Canal seiner Huld, war ein Gegenstand der Aufmerksamkeit selbst für gekrönte Häupter. Angesehene Reichsfürsten überboten sich in Artigkeiten und Geschenken, die sie an den früheren Laquaien verschwendeten. Der Herzog Ernst von Gotha hatte den König eingeladen, ihn auf der Rückkehr von Pyrmont mit seinem Besuche zu beehren. Er erhielt eine freundliche Zusage und die nöthigen Empfangsfeierlichkeiten wurden mit wahrhaft fürstlicher Pracht getroffen. Ein glänzendes Mittagsmahl stand bereit, sowohl für den König, wie für sein Gefolge. In Rücksicht auf den

Einfluß des königlichen Kämmeres hatte der Herzog seinem Hofmarschall den gemessenen Befehl ertheilt, diesem an der Marschallstafel unter den übrigen Excellenzen und Ministern seinen Platz anzuweisen; aber Herr Rietz besaß doch mindestens so viel Takt und Schicklichkeitsgefühl, die ihm zugedachte Ehre abzulehnen, obwohl ihn der Herzog selbst am Arme nahm und zu dem ihm bestimmten Sitze führen wollte. Er bat ihn, an der gewöhnlichen Dienertafel speisen zu lassen; was jedoch der fürstliche Wirth durchaus nicht zugeben wollte. Endlich wurde Rath geschafft und ein besonderer, kleiner Tisch für Rietz noch gedeckt, woran noch einige nicht hoffähige, aber sonst sehr respectable Herren ihm Gesellschaft leisten mußten. Zur Belohnung dieser Selbstverläugnung und zum Aerger der feinschmeckenden Kammerherren befahl der Herzog die auf der Marschallstafel hingestellte duftende Trüffelpastete nebst dem alten Rheinwein fortzunehmen und nicht nur vor „seinen lieben Freund Rietz", sondern auch für ihn hinzusetzen.

Ich selbst hielt mich von der Gesellschaft in Pyrmont so fern als möglich, indem ich es meist vermied, die belebte Promenade zu besuchen, welche damals, und ich glaube noch heute, in der großen Allee stattfand. Dort versammelte sich Alles, was zum Hofe gehörte, die ganze vornehme Welt, und es gab Tage, wo man in der

That einem Fürstencongresse beizuwohnen glaubte. Es flimmerte Einem vor den Augen von Ordenssternen und Brillanten, von goldnen und gestickten Kleidern der vornehmen und großen Herren und Damen, unter denen der Kronprinz und die liebenswürdige Luise durch ihre Einfachheit um so vortheilhafter hervorstachen. So oft ich mit Ihnen zusammentraf und das Glück hatte, von Beiden angeredet zu werden, mußte ich die männliche Würde des Thronfolgers, die weibliche Anmuth und hinreißende Liebenswürdigkeit der hohen Frau von Neuem bewundern. Mitten in dem allgemeinen Taumel des Badelebens behaupteten sie eine wohlthuende Ruhe und sittliche Festigkeit, deren Beispiel nicht ohne Folgen für mich und viele Gleichgesinnte blieb.

Statt an den Vergnügungen und geräuschvollen Zerstreuungen des Hofes Theil zu nehmen, zog das edle Paar es vor, fern von dem Zwange der Etiquette und des Ceremoniels, sich in der reizenden Umgebung von Pyrmont zu bewegen und die einsamsten, darum aber auch die schönsten Spaziergänge und Alleen aufzusuchen. So sah ich Beide oft Arm in Arm die Umgegend durchstreifen, er im schlichten, bürgerlichen Kleide ohne jede Auszeichnung und Stickerei, sie, die unvergeßliche Luise, im weißen Gewande, den Stroh-

hut mit dem rothen Bande am Arm hängend, ohne Diener und Gefolge, mehr glücklichen Privatleuten als zukünftigen Herrschern gleichend. Zuweilen war es mir vergönnt, sie zu begleiten, und ich durfte dann Zeuge ihrer einfachen und doch so sinnigen Gespräche sein, die sich meist mit der damals aufblühenden Literatur, mit Kinder-Erziehung und ähnlichen wichtigen Angelegenheiten des Lebens beschäftigten. Ich hörte hier Aeußerungen aus dem Munde des Fürstenpaars, werth der Nachwelt übergeben zu werden. In Beiden offenbarte sich schon hier der hohe Sinn, der allerdings noch der Tage der Prüfung bedurfte, um für Volk und Staat die segensreichsten Früchte zu tragen und eine neue Zeit für Preußen herbeizuführen.

Indeß war mir in Pyrmont noch eine ganz besondere Ueberraschung vorbehalten. Eines Tages, als ich die nahe gelegene Ruine Schell-Pyrmont besuchte und mich beim Anblick ihrer Trümmer meinen melancholischen Betrachtungen überließ, wurde ich durch den Ton einer menschlichen Stimme aus meinen Träumereien aufgeweckt. Ich fuhr empor und sah ein junges Mädchen vor mir stehn, dessen bloße Erscheinung mir einen lauten Schrei entlockte. Ich glaubte, den Geist meiner Serena zu erblicken; es waren ihre, mir so theueren Züge, dieselben wunderbaren blauen Augen,

tief und geheimnißvoll wie ein Gebirgssee, die gleiche ätherische Duftgestalt, nur elastischer und kräftiger, ich möchte sagen mehr der Erde angehörig. Unwillkürlich breitete ich meine Arme aus; ich fürchtete, daß das liebliche Wesen im nächsten Augenblick wieder in Luft zerfließen und mir entrissen werden könnte. Die Abendsonne beläuchtete das zauberhafte Geschöpf, welches aus einer von Epheu umrankten Halle hervortrat, mit ihren Strahlen und goß eine goldene Glorie um das blondgelockte Haupt.

„Serena!“ rief ich sehnsuchtsvoll und Thränen entstürzten meinen Augen.

Scheu und vor meiner leidenschaftlichen Bewegung erschrocken, wich sie zurück, indem sie einen älteren Herrn zur Hilfe rief. Es war Serena's Stimme, derselbe Ton, der mein Herz erzittern ließ. Bald darauf erschien auch ihr Begleiter, in dem ich sogleich meinen väterlichen Freund, den Baron von Wallenberg wiedererkannte. Ehe ich noch zur Besinnung kommen konnte, ob es ein Traum oder Wirklichkeit war, lag ich in seinen Armen. Er stellte mich seiner Tochter vor, mit der er ebenfalls nach Pyrmont gekommen war, um seine leidende Gesundheit wiederherzustellen. Serena's Schwester und Ebenbild hieß Luise wie die von mir so hochverehrte Kronprinzessin, ihr ähnlich an

Anmuth und jeder weiblichen Tugend. Ich war ihr kein Fremder, ihr Vater hatte ihr viel von mir erzählt und die Erinnerung an die geliebte Todte webte ein unsichtbares Band um unsere Herzen. Wenige Stunden genügten, uns noch mehr zu nähern, und ich lernte in ihr das vollkommenste Weib der Erde kennen.

Luise besaß die ideale Richtung Serena's, ihre schwärmerische Begeisterung, aber gemildert durch die heiterste Lebenslust, welche aus dem Lächeln ihrer Lippen, aus den schelmischen Wangengrübchen hervorlauschte; sie war frei von jeder krankhaften Beimischung, gleich gesund an Körper wie an Geist.

Mit dem Sinn für alles Höhere verband sie das frischeste Gefühl für die Freuden dieses Lebens; sie glich der wirbelnden Lerche, die, ein verkörpertes Lied, zum Himmel flieht, aber stets zur Erde wieder zurückkehrt. Während ihre Seele sich in dem reinsten Aether wiegte, spielten die Geister eines schalkhaften Humors um den bezaubernden Mund und die leise gerötheten Wangen.

Vater und Tochter wetteiferten, mir ihre Freude über unser glückliches Zusammentreffen zu bezeigen; ich war ihr steter Begleiter am Brunnen und bei allen Ausflügen in der Umgegend, wobei ich hinlängliche Gelegenheit fand, den hochgebildeten Geist Luisens, ihr treffliches Herz und ihren feinen, angeborenen Takt

zu bewundern. Mit welcher hingebenden Zärtlichkeit pflegte sie den leidenden Vater! Wie eifrig horchte sie, wenn ich mit ihr von Serena sprach, die sie kaum gekannt! Unermüdlich hörte sie mir zu, bis das Bild der todten Schwester lebendig vor ihrer Seele stand. Ich sah, wie Thränen ihr schönes Auge füllten, als ich ihrer Mutter schonend erwähnte. Mit gefalteten Händen schien sie für die Ruhe der Unglücklichen zu beten, deren Schuld die fromme Tochter längst vergeben, wenn sie überhaupt darum gewußt.

Ihr ganzes Wesen athmete göttliche Fröhlichkeit, die sie unwillkürlich um sich verbreitete. Sie konnte keinen Menschen leiden sehn, kein Geschöpf betrüben. Jeder Arme, der am Wege stand, ging reich beschenkt von ihr, und wenn ihre kleine Börse, wie dies gewöhnlich auf unseren Spaziergängen geschah, schnell leer war, borgte sie mit reizender Anmuth von dem Vater und auch von mir. Weit mehr aber als alle Gaben erfreute sie durch die Art und Weise, wie sie gab, durch Blick und Wort, womit sie ihre Geschenke begleitete; sie hatte im reichsten Maße, was ich die Grazie des Wohlthuns nennen möchte. Vor Allem aber liebte sie die Kinder, von denen sie eben so leidenschaftlich wieder geliebt wurde. Man mußte sie sehn, umringt von braunen Knaben und blonden Mädchen, mit denen

sie spielte, um den Spruch des größten Kinderfreundes verkörpert zu sehn: „Selig sind die Kinder, denn ihnen gehört das Himmelreich!"

Wohl mußte ich in solcher Gesellschaft gesunden; mein Geist vergaß die letzten traurigen Ereignisse und gab sich der neu aufblühenden Hoffnung hin, aber zugleich erwachte in meinem Herzen ein Gefühl des eigenen Unwerths gegenüber solcher Vollendung. Eine nie gekannte Demuth bemächtigte sich bis zur Selbstzerknirschung meiner Seele und ich wagte nicht, meine Augen zu der Herrlichen emporzuheben. Jetzt erst bereute ich, wie nie zuvor, mein vergangenes Leben, mit den größten Opfern hätte ich gern die verlorene Unschuld zurückgekauft. Gleich dem Engel mit dem feurigen Schwerte scheuchte mich die Erinnerung meiner Verirrungen von dem verbotenen Paradiese zurück. Augenblicke der höchsten Wonne wechselten mit Stunden der düstersten Verzweiflung ab, worin ich mein eigener Richter war und mir selbst das Urtheil sprach. Ich glaubte jedes Recht, jeden Anspruch auf ein solch' hohes Glück für immer verwirkt zu haben. Schon der Gedanke, daß diese reine Seele mir einst angehören sollte, erschien mir ein wahnsinniger Frevel.

Von Neuem drohten die Kämpfe meines Innern die kaum wieder zurückgekehrte Gesundheit zu zerstören,

der Schlaf floh mich auf meinem Lager, meine Wangen wurden bleich, mein Auge verlor seinen früheren Glanz und meine Stimmung wurde trüber als je, so daß ich den Meinigen ernste Besorgniß einflößte. Mit weiblichem Scharfsinn errieth die gute Schwester früher vielleicht als ich selbst den Grund meiner Trauer. Auch sie hatte sich schnell mit Luisen befreundet und theilte meine Bewunderung für das herrliche Mädchen. Beide fühlten sich zu einander hingezogen und liebten sich wie Schwestern, die keine Geheimnisse vor einander hatten. Bald durfte ich aus einzelnen Aeußerungen der Meinigen neue Hoffnung schöpfen, bis mir die Gewißheit meines unverdienten Glückes gleich der strahlenden Sonne nach einer stürmisch finsteren Nacht aufging. Aber noch immer zweifelte ich, erschrocken und schaudernd vor unbeschreiblicher Seligkeit, bis ich entzückt das Geständniß der reinsten Gegenliebe von Luise's Lippen hören durfte.

Zuvor, ehe ich ihr mein Herz erschloß und in mein Inneres blicken ließ, hatte ich noch ein ernstes Zwiegespräch mit ihrem Vater, dem ich ein offenes Bekenntniß über all' meine Verhältnisse ablegte, indem ich von seinem Ausspruche Leben und Tod abhängig machte. Er hörte mich ruhig an und als ich am Ende mit angsterfüllten Blicken kaum zu ihm empor-

zublicken wagte, sagte mir das milde Lächeln seines Mundes, daß er mir das Glück seines Kindes ungeachtet meiner Schwächen und der Sünden der Vergangenheit anvertrauen wollte.

„Du hast, mein Sohn“, sagte er mit rührender Milde, „mit Deinem Jahrhunderte gefehlt und geirrt, wie dieses aber Dich selbst unter wilden Kämpfen und heißem Ringen durch die eigene Kraft befreit. Das Schicksal hat Dich an den dunklen Abgründen des Lebens mit gütiger Hand zu Deinem Ziele geführt. Hinter Dir liegt die Vergangenheit mit ihren Täuschungen und Träumen; sie waren nothwendig, um die Wahrheit zu finden. Vor uns blüht das reiche Feld der Zukunft, eine neue Weltepoche. Die Menschheit ist erwacht und hat ihre Bande gesprengt, aber sie ist noch weit davon entfernt, die Freiheit zu besitzen. Die Revolution hat nur die alten Kerker mit gewaltsamer Hand zerstört, aus deren Trümmer eine neue, freie Welt erstehn soll. Es fehlen die Bauleute, die wirklichen Freimaurer, deren es nur Wenige auf Erden giebt, Helden wie Washington, Patrioten und Volksfreunde wie Franklin. Das ist die neue Loge, genannt „zur Menschheit“, in die ich Dich mit gerührtem Herzen als Dein Freund und Vater aufnehme. Der große Meister auf dem

Weltenstuhle segne Dich und mit Dir mein geliebtes Kind!"

Hierauf umarmte er mich und rief seine Tochter, um sie mit meiner Werbung bekannt zu machen. Sie hörte mit niedergeschlagenen Augen und flammenden Wangen meine stammelnden Worte; als ich geendet hatte, reichte sie zum Zeichen ihrer Zustimmung mir die Hand, welche ich mit meinen Küssen bedeckte. So wurden wir verlobt, aber unsere Verbindung auf Wunsch des Barons noch auf längere Zeit hinausgeschoben, da er die kaum wiedergewonnene Tochter nicht so schnell von Neuem, wenn auch an den Mann ihrer Wahl, verlieren wollte. Auch Luise, die ihren Vater zärtlich liebte, war mit dieser Bestimmung vollkommen einverstanden, so daß ich mich darin ergeben mußte.

Einstweilen sollte ich in meinen alten Verhältnissen bleiben, obwohl der Baron es wünschte, daß ich den Hof verlassen um mit ihm auf seinen Gütern zu leben, die er von der Regierung, nachdem er seine Unschuld bewiesen, zurückerhalten hatte. Er war ein entschiedener Feind des Hoflebens, das er aus eigener Erfahrung kannte; er schätzte seine Unabhängigkeit zu hoch, um sie für ein noch so hohes Amt, für einen Orden oder eine Auszeichnung hinzugeben.

„Der Verfall des Adels", pflegte er zu sagen, „datirt von dem Augenblick, wo er es vorzog, statt als freier Herr auf dem Lande, als Diener der Fürsten am Hofe zu leben. Seitdem wir für eine Uniform, ein Stück Band oder um schnödes Geld unsere Selbstständigkeit verkauft, haben wir all' und jeden Einfluß eingebüßt. Die alten Privilegien werden uns nicht schützen, denn der Geist der neuen Zeit duldet keine Monopole. Es giebt nur noch ein Rettungsmittel, wenn wir zu unserem Ursprung zurückkehren. Wir müssen wieder den Pflug in die Hand nehmen und mit dem Volke gemeinsam das Land bebaun, wie es die alten römischen Patricier thaten, die vom Herde hinweg in die Schlacht eilten, den Feind schlugen und zu ihren ländlichen Beschäftigungen zurückkehrten, nachdem sie ihre Feldherrnwürde abgelegt. Der Adel muß wieder anfangen in und mit dem Volke zu leben, als ein Vorbild, als Freund und Beschützes desselben gegen äußere und innere Gefahr, gegen Beamtenwillkür und Bedrückung, aus eigener lebendiger Anschauung die Bedürfnisse des Volkes kennend und stets bereit, den Uebelständen desselben abzuhelfen. Darum darf der Adel sich den Fortschritten der Zeit nicht verschließen, ja er muß ihnen Bahn brechen, damit sie nicht über ihn, wie es die französische Revolution ge-

than, Alles und ihn selbst zerstörend hinweggehn. Nur der Adel, welcher mit dem Volke und an dessen Spitze für Recht, Freiheit und Vaterland kämpft und duldet, kann noch ferner bestehn und sich der öffentlichen Meinung gegenüber behaupten.“

Ich konnte meinem väterlichen Freunde nur beistimmen; bei meinen eigenen Gesinnungen über das Leben am Hofe durfte es mir nicht schwer fallen, seine Wünsche in dieser Beziehung zu erfüllen. Vorläufig jedoch wurde ich durch meine Verhältnisse gezwungen, von Luise Abschied zu nehmen und nach Berlin zurückzukehren, während sie mit ihrem Vater auf seine Güter ging, wo wir uns im nächsten Jahre wiedersehn sollten, um uns niemals zu verlassen. Die Trennung von meiner Braut fiel mir überaus schwer, denn Wer wie ich so viel schon im Leben verloren, zittert bei jedem neuen Abschied; aber ich brauchte nur in ihr treues Auge zu blicken, ihr heiteres Lächeln zu sehn, ihre lieblichen Worte zu hören, um mit frischem Muthe der ungewissen Zukunft entgegenzusehn.

An dem letzten Abend, den ich in Pyrmont an ihrer Seite zubrachte, hatte ich noch eine lange, innige Unterredung mit meiner Luise, worin ich auch ihr ein offenes Geständniß über meinen bisherigen Lebenslauf, über mein Verhältniß zu Serena und Constance ab-

legte und mein ganzes Herz vor ihr ausschüttete, selbst auf die Gefahr hin, sie zu betrüben und gegen mich zu erzürnen. Ich hatte den Muth oder vielmehr die Ehrlichkeit, ihr nichts zu verschweigen, weder meine Fehler, noch selbst meine Vergehen zu beschönigen.

„Kannst Du mich“, fragte ich sie zum Schlusse angsterfüllt, „nach einem solchen Bekenntnisse noch lieben?“

„Was wäre die Liebe“, entgegnete die Herrliche mit himmlischer Freundlichkeit, „wenn sie nicht vergeben könnte? Ich liebe Dich und darum verzeihe ich Dir.“

Da umschloß ich das Mädchen meiner Wahl mit meinen Armen und drückte sie in nie gekannter Seligkeit an meine Brust. Es war, als ob alle Schuld von mir genommen wäre, als hätte ein Engel Gottes mich von der inneren Verdammniß freigesprochen. Jetzt wußte ich, daß ein Mann, den ein reines, unschuldiges Weib liebt, nicht verloren ist.

XI.

Das Ende.

Bei meiner Rückkehr nach Berlin fand ich die Residenz in der freudigsten Aufregung und mit den Vorbereitungen zu einem großen Feste beschäftigt, das die Stadt zur Feier der Wiedergenesung für den König veranstaltete. Trotz seiner Schwächen wurde Friedrich Wilhelm der Zweite von seinem Volke wegen seiner Gutmüthigkeit überaus geliebt. Die Fehler seiner Regierung wurden mit Recht nicht ihm, sondern einzig und allein seinen Rathgebern zugeschrieben.

Der König nahm die Einladung an, obschon er sich am Morgen des Festes sehr leidend fühlte. Seine Aerzte, der Kronprinz und auch die Gräfin Lichtenau beschworen ihn, sich nicht der großen Beschwerden und Anstrengungen einer derartigen Feierlichkeit auszusetzen.

„Das ist", entgegnete er, „das größte Leiden der Fürsten, daß sie dem Publikum für Alles, was sie thun, verantwortlich sind. Wenn ich heute nicht erscheine, so werde ich eine Menge Leute gegen mich erbittern, deren Phantasie sich schon seit acht Tagen in Galopp gesetzt hat. Ich will gern glauben, daß Einige davon Zuneigung für mich haben, allein der größere Theil sucht nur Befriedigung seines eigenen Vergnügens, seiner Eitelkeit, oder seiner Neugier. Bleib' ich zu Haus, so beleidige ich die Leute und auf das Lob und die Schmeicheleien werden Klagen und Verleumdungen folgen; ich kenne meine lieben Berliner."

Das Fest begann am frühen Morgen mit dem Geläute aller Glocken; von den Thürmen der Stadt ertönte Posaunenschall, ein feierlicher Choral wurde angestimmt. Auf den öffentlichen Plätzen wurde getanzt, die Menge belustigte sich mit Mastbaumklettern, Puppentheatern und ähnlichen Volksvergnügungen. Auch die Armen wurden nicht vergessen und auf öffentliche Kosten gespeist. In dem Börsensaal war große Tafel, an der fünfhundert Personen Theil nahmen; auch ich befand mich unter den Eingeladenen. Die Königin hatte sich durch Unwohlsein entschuldigen lassen, statt ihrer erschien die Gräfin Lichtenau an der Seite des

Monarchen; auch der Kronprinz war nur auf ausdrücklichen Befehl seines Vaters zugegen. Die Gräfin fiel besonders an diesem Abend durch ihre Kleidung auf; sie trug das durchsichtige Gewand einer griechischen Muse, ein goldenes Diadem schlang sich um ihre Haare, Alles nach der Angabe ihres Freundes, des berühmten Archäologen Hirt. Bei Tisch sang sie einige von ihr selbst gedichtete Strophen auf die Genesung des Königs, von dem bekannten Capellmeister Himmel componirt, welche folgendermaßen lauteten:

„Glänzend war die Morgenröthe,
Freudig endigt dieser Tag:
Ja, wohl freudig, weil er heute
Friedrich Wilhelm uns geschenkt.

Welcher Jubel, welch' Entzücken!
Vater, Sohn, so Hand in Hand
In die lange Zukunft blickend,
Uns ein edles Beispiel seiend.
Söhne! schau't den Sohn hier an;
Väter! folg't dem edlen Vater
In der Hütte auf dem Thron!"

Der größere Theil des Publikums war, wie dies stets bei solchen Gelegenheiten geschieht, entzückt; die Verehrer und Schmeichler der Gräfin betheuerten, daß ihre Stimme an Fülle die der Mara, an Wohllaut die der Schmalz, an Geläufigkeit die der Zelter, mit einem Worte die berühmtesten Sängerinnen der

damaligen Zeit übertreffe. Der Archäologe Hirt trieb seinen Enthusiasmus so weit, daß er öffentlich der Berliner Sappho einen zu diesem Zweck bereit gehaltenen Lorbeerkranz überreichte. Alle Welt klatschte Beifall, und der König zwang den Kronprinzen, die Hand der ihm verhaßten Frau zu küssen.

Es war dies ihr höchster, aber auch ihr letzter Triumph.

Bald nach diesem traurigen Genesungsfeste erkrankte der König von Neuem; die Spuren der unterdrückten Wassersucht zeigten sich wieder und zwar im verstärkten Maße, so daß der Kranke sich genöthigt sah, den gewohnten Vergnügungen zu entsagen und in das von Gontard erbaute Marmorpalais in der Nähe von Potsdam sich zurückzuziehn. Die Gräfin war ihm dorthin als treue Krankenpflegerin nachgefolgt, und sie wußte es durch den ihr ergebenen und noch immer mächtigen Bischofswerder zu bewirken, daß ihr die Aufsicht über das Innere des Palais und die Person des hohen Patienten förmlich übertragen wurde, woraus ihr eine neue große Verantwortlichkeit erwuchs. Die Königin residirte nach wie vor in Berlin und kam wöchentlich höchstens einmal nach Potsdam, der Kronprinz und die übrigen Verwandten wurden nur ausnahmsweise zugelassen, überhaupt der Zutritt zu dem

leidenden Monarchen so sehr als möglich erschwert und behindert.

Die gewöhnliche Umgebung des Königs, von der Gräfin selbst zum großen Theil gewählt, bestand meist nur aus französischen Emigranten von Adel, die ihr sehr ergeben waren, während die alten, treuen Diener fern gehalten wurden. Nur der Minister Haugwitz hatte zu allen Zeiten Zutritt und besorgte die Regierungsgeschäfte, da ihm die Lichtenau vollkommenes Zutraun schenkte, obwohl sie sich in dieser Beziehung in ihm täuschte.

Noch einmal war es mir vergönnt, Friedrich Wilhelm den Zweiten, der mir immer ein gütiger Herr gewesen war, zu sehn. Auf meinen Wunsch hatte ich den erbetenen Abschied aus dem Staatsdienste erhalten und zwar in so gnädigen Ausdrücken, daß ich mich verpflichtet fühlte, dem Könige meinen Dank, wenn irgend möglich, persönlich abzustatten. Mein Herz trieb mich dazu und nicht die bloße Förmlichkeit, da ich ihn aufrichtig wegen der vielen mir erwiesenen Wohlthaten liebte. Natürlich wandte ich mich an meine ehemalige Beschützerin, die mir in Rücksicht auf unsere frühere Verbindung und weil sie mich vielleicht jetzt für vollkommen unschädlich hielt, die gewünschte Erlaubniß ertheilte. Von ihrer eigenen Hand erhielt ich eine

Einladung zu einer jener traurigen Abendgesellschaften des kranken Monarchen. Ich begab mich zu der bestimmten Abendstunde nach dem neuen Marmorpalais, wo ich nicht ohne Schwierigkeiten eingelassen wurde. Unwillkürlich mußte ich an die einsamen Inseln denken, welche die römischen Despoten zuweilen aufsuchten, um in Ruhe und Sicherheit zu sterben, obwohl Friedrich Wilhelm der Zweite nichts weniger als ein Tyrann für seine Unterthanen war. In dem kalten Palais herrschte das Schweigen des Grabes und nur der einförmige Tritt der stummen Schildwache unterbrach die beängstigende Stille. Durch einige Vorzimmer gelangte ich in den mit Citronenholz getäfelten Salon, mit der Marmorbüste der Gräfin geschmückt. Im Hintergrunde, welcher durch den sanften, aber melancholischen Schein von Wachslichtern in Alabastervasen erhellt wurde, saß in einem tiefen Polsterstuhle von grünem Sammet der gute König, bleich, abgemagert, mit stöhnendem Athem, die erstorbenen Augen mit unstäten Blicken bald hierhin, bald dorthin gerichtet, die geschwollenen Füße in Kissen gehüllt und mit einer seidenen Decke zugedeckt, so daß er mich in seiner Unbehilflichkeit an den unglücklichen König in „Tausend und eine Nacht“ erinnerte, der, bis zur Brust versteinert, kein Glied zu regen im Stande war.

Zu seiner Rechten stand die Gräfin Lichtenau, ihm die angeschwollenen Hände leise streichelnd; zur Linken saß die Marquise von Nadaillac, eine geistreiche Französin, deren Gesellschaft er gern sah. Außerdem fand ich noch den mir bekannten Abbé d'Andelard, den Prinzen Moritz von Broglie, den Grafen Saint-Patern und den Vorleser des Königs, Saint-Ygnon, einen jovialen Possenreißer, dem es mehr darauf anzukommen schien, die gelangweilten Landsmänner und Damen zu amusiren, als dem kranken König seine Leiden vergessen zu machen. Am Kamine spielten die Kinder der Gräfin Dönhoff, der Graf und die Gräfin Brandenburg, deren Erziehung der Lichtenau anvertraut war. Fast befremdend schallte das frische Gelächter der Kleinen von Zeit zu Zeit in die traurige Unterhaltung.

Bei meinem Eintritte konnte ich bemerken, daß der König vor Erschöpfung in einen unruhigen Halbschlummer versunken war, aus dem ihn die bösen und beängstigenden Träume bald wieder aufschreckten. Der Vorleser ließ sich dadurch nicht stören und es machte auf mich einen wahrhaft erschütternden Eindruck, an dem Schmerzenslager eines zu Tode erkrankten Königs Molière's Lustspiel: „le malade imaginaire“ vorlesen zu hören. Kurz zuvor hatte

ein Concilium der Leibärzte stattgefunden, welche sich über die Behandlungsweise des hohen Patienten nicht vereinigen konnten und deshalb in heftigen Streit gerathen waren.

„Wie gut", sagte der König in Erinnerung des erst erlebten Auftritts mit einem schmerzlichen Lächeln, „hat doch Molière die Menschen gekannt. So eben haben wir eine Scene in der Wirklichkeit erlebt, wie er sie uns in seinem berühmten Lustspiele so treu nach dem Leben vorführt."

Erst jetzt bemerkte mich der Kranke, da ich geräuschlos eingetreten war, um nicht zu stören. Da ich in der Nähe der Thüre stand, winkte er mir, näher zu treten. Ich drückte ihm meinen Dank in den innigsten Worten aus, wobei ihm meine Wehmuth über seinen Zustand nicht entgangen sein mochte.

„Sie wollen uns verlassen", sagte er in seiner gütigen Weise, „und sich auf das Land zurückziehn. Wie gern möchte ich Ihrem Beispiele folgen. Ich glaube, daß mir Luftveränderung gut bekommen und daß ich unter dem schönen Himmel Italiens noch genesen würde. Aber wir Könige sind die Sklaven unserer goldenen Bürde und weniger Herren unseres Willens als der geringste Unterthan."

Später erfuhr ich, daß in der That die Rede

davon war, der König sollte die Krone niederlegen und sich nach Italien zurückziehn. Die Gräfin und ihr treuer Hirt schwärmten für diese Idee, aber sie kam nicht zur Ausführung, da sich Bischofswerder und Wöllner mit allen Kräften dagegen auflehnten. Zuletzt sollte der Kronprinz den Ausschlag geben, dieser aber war zu wenig ehrgeizig, um vor der ihm von der Vorsehung bestimmten Zeit die Krone zu tragen. Auch war wohl die Krankheit zu weit vorgerückt, um durch eine solche Veränderung in ihrem Fortschritte aufgehalten zu werden. Trotz aller Pflege und Bemühungen der Aerzte wurde der König mit jedem Tage schwächer, so daß man an seinem Aufkommen verzweifelte. Nachdem die Kunst ihn aufgegeben, strömten aus allen Ländern Quacksalber, Adepten, Magnetiseure und Wunderdoktoren herbei, um ihre Hülfe anzubieten. Wieder waren die in den Hintergrund getretenen Rosenkreuzer geschäftig. Da kam ein gewesener Kaufmann Clemens, der später zum Bergrath gemacht wurde und ebenfalls mit Goldmachen sich abgegeben hatte; er erhielt durch Bischofswerder Zutritt und rieth dem Könige die Ausdünstung ungeborener Kälber einzuathmen. Mit schweren Kosten, da die Kuh ebenfalls getödtet werden mußte, wurden von der Haut und den Gedärmen dieser Kälber Polster

und Kissen angefertigt, auf denen der unglückliche Kranke lag.

Der bekannte Professor Hermstedt empfahl seine Lebensluft, welche nach seiner Meinung mit weniger Beschwerde als die atmosphärische eingeathmet werden sollte. Sogleich wurde dem Chemiker die Hofküche zum Laboratorium übergeben und das von ihm gewonnene Gas in Ballons von Goldschlägerhäutchen nach dem Krankenzimmer getragen, ohne jedoch dem Könige die gewünschte Erleichterung zu verschaffen. Endlich kam noch ein Pariser Charlatan, der berüchtigte Magnetiseur Mr. de Beaunoir, der sich vermaß, den Kranken vollkommen wiederherzustellen, wenn er pünktlich seine seltsamen Rathschläge befolgen wollte. Er verordnete täglich zwei elektrische Bäder, im Nebenzimmer beständig eine sanfte, süße Musik von Blasinstrumenten zu unterhalten, den König durch Kinderspiele, Sprichwörter und den Anblick junger Katzen zu zerstreun, zwei Kinder von acht bis zehn Jahren von heiterer Gemüthsart bei ihm schlafen zu lassen, nur Reis, mit Honig, Safran und Salbei gekocht ihm vorzusetzen und dergleichen Unsinn mehr.

Trotz aller dieser Vorschriften wurde der Zustand immer schlimmer; dennoch fuhr der König fort, seine gewöhnliche Gesellschaft bei sich zu sehn, obgleich er

so schwach war, daß der laute Knall einer Champagner-Flasche ihm die tiefste Ohnmacht verursachte, so daß er fortgetragen werden mußte. Erschrocken flohen die Anwesenden auseinander, um sich nicht wiederzusehn. Es war der letzte Abend, den der König mit ihnen verlebt hatte. Am nächsten Tage nahm er Abschied von den Seinigen. Am Arme des Kronprinzen erschien die Königin seit langer Zeit wieder zum ersten Male in dem Krankenzimmer ihres Gatten, wo sie sich durch die Gräfin Lichtenau verdrängt sah, auf deren Arm sich der hohe Patient auch bei dieser letzten Unterredung stützte.

„Mein lieber Sohn“, sagte er mit zitternder Stimme zuerst zu dem Kronprinzen, „ich kenne Deine vortrefflichen Eigenschaften zu gut, um nicht gewiß zu sein, daß Du einst das Glück unserer getreuen Unterthanen machen wirst und daß Du die Achtung, welche sich das Haus Brandenburg erworben hat, in seinem vollständigen Glanze erhalten wirst.“

Dein Schmerz rührt mich“, fuhr er nach einer Pause ängstlicher Beklemmung fort, „allein noch ist es nicht so weit, sich dem ganz hinzugeben. Du warst im vorigen Winter auch schon aufgegeben und hast Dich doch wieder erholt.“ „Wir Alle stehen in Gottes Hand, die Gefahr aber ist mir nahe, ich will's nicht

aufschieben —" Mitten im Satze mußte er jedoch inne halten, seine Stimme wurde so schwach, daß er nur der Gräfin die letzten Worte zuflüsterte, aus deren Mund sie der Kronprinz vernahm, dessen ernstes Gesicht seine tiefe Erschütterung verrieth.

„Ich will es nicht aufschieben, Dir meinen väterlichen Segen zu geben", lautete der Schluß der abgebrochenen Rede.

Auf das Schmerzlichste ergriffen, kniete der Kronprinz vor dem sterbenden Vater, der so erschöpft war, daß die Gräfin seinen Arm von Neuem unterstützen mußte, um die Hand auf das Haupt des Sohnes zu legen. Darnach versuchte er es, von der Königin Abschied zu nehmen, aber auch sie vernahm seine in französischer Sprache an sie gerichteten Worte durch das Organ — der Lichtenau.

„Mein Bedauern", sagte er zu seiner Gemahlin, „Sie zuweilen gekränkt zu haben, Madame, thut mir aufrichtig leid, allein bewahren Sie sich die feste Versicherung, daß ich keinen Augenblick meines Lebens aufgehört habe, eine so tugenhafte Gattin zu lieben und hoch zu achten."

Aus Furcht, der übermächtigen Rührung zu erliegen, machte er der peinlichen Lage aller Betheiligten ein Ende, indem er den Seinen ein Zeichen mit der

Hand machte, ihn zu verlassen; worauf noch die Gräfin sie in das nächste Gemach begleitete. Hier fiel ihr die Königin, von Schmerz und angeborener Gutmüthigkeit überwältigt, um den Hals und dankte ihr für die bewiesene Treue und Pflege des sterbenden Gemahls. Der sittenstrenge Kronprinz warf seiner Mutter einen mißbilligenden Blick zu und kehrte der bestürzten Lichtenau den Rücken, ohne sie einer Anrede zu würdigen. Bei ihrem Wiedereintritte in das Krankenzimmer fragte sie der König dringend: was der Kronprinz ihr gesagt habe?

„Keine Silbe", antwortete sie.

„Wie?" fuhr er mit dem Aufwande seiner ganzen schwachen Kraft heftig auf, „mein Sohn hat Ihnen kein Wort des Dankes gesagt?"

Da die Gräfin bei ihrer Aussage verblieb, war er so entrüstet, daß er ferner kein Mitglied seiner Familie mehr sehen wollte und auch wirklich den Prinzen und die Prinzessinnen, die von ihm Abschied nehmen wollten, den Zutritt verweigerte; was natürlich ihr allein beigemessen und später zum Verbrechen gemacht wurde. Sie wachte die ganze Nacht unter den heftigsten Gemüthsbewegungen an dem Lehnsessel des von den heftigsten Qualen und gräßlichsten Phantasien geängstigten Königs. Gegen Morgen drangen die Aerzte

in sie, daß sie sich entfernen und zur Ruhe legen sollte, da sie selbst im hohen Grade leidend war. Sie that es nur, nachdem sie von dem Leibarzte Selle das Versprechen erhalten hatte, daß er sie im entscheidenden Augenblicke sogleich rufen lassen würde. Sie ließ den König allein, nur von wenigen Lakaien bewacht. Sobald sie sich entfernt hatte, erschien der General von Bischofswerder mit zwei Stabsofficieren, um von dem königlichen Vorzimmer Besitz zu nehmen. Er wartete nur auf den Tod des sterbenden Monarchen, um sogleich dem Thronfolger seine Glückwünsche darbringen zu können.

Der König war allein, verlassen von seinen Freunden, seinen Günstlingen, die er mit Wohlthaten überhäuft hatte; sein brechendes Auge suchte umsonst nach einer theilnehmenden Seele, keine Thräne des Mitleids träufelte den Balsam des Trostes auf seine übermenschlichen Schmerzen. Er litt fürchterlich, krampfhaft zerriß er mit dem Daumen das Leder an den Lehnen seines Stuhls.

„Ich habe", klagte er stöhnend, „einen so schweren Tod nicht verdient, mit meinem Volke habe ich es stets gut gemeint!"

Aber Niemand hörte ihn, als bezahlte Diener; selbst der Kämmerer Rietz hatte sich unter dem Vor-

geben entfernt, daß er frische Luft schöpfen wollte. Am andern Morgen fanden einige Knaben des Militair-Waisenhauses in dem benachbarten Gehölz in einer mit dünnem Laub bedeckten Grube eine Casette mit zweitausend Stück Friedrichsd'or. Als dem Kämmerer die Anzeige gemacht wurde, verfärbte sich sein geröthetes Gesicht, aber er hütete sich, das Geld als sein Eigenthum anzuerkennen. Da sich sonst Niemand zu dem Schatze meldete, so fiel es später dem Waisenhause anheim.

Der Leibarzt Selle ließ der Gräfin sagen, als sie dringend Nachricht über das Befinden des hohen Patienten forderte, daß derselbe schlummere.

Er schlief — den ewigen Schlaf des Todes; erst als ihre alte Mutter, ihr Sohn, dessen Hofmeister, Oberst Dampmartin aus der französischen Schweiz und ihre Gesellschafterin Fräulein Chappuis mit Thränen in den Augen an ihr Bett traten, erkannte sie die Wahrheit. Mit einem lauten Schrei sprang sie auf und eilte an das Fenster. In diesem Augenblicke sah sie die Krongarde mit ihren weißen Stiefeletten in langsam abgemessenen, feierlichen Schritten nach dem Schlosse vorüberziehn — um nach altem Brauche die Leiche des verstorbenen Königs zu bewachen.

Friedrich Wilhelm der Zweite war todt, ihr Reich zu Ende.

Erschöpft sank sie zu Boden; ihre Mutter kniete betend neben ihr, während der Gouverneur ihres Sohnes und ihr Gesellschaftsfräulein sie zu trösten suchten.

Da öffnete sich die Thür des Zimmers und auf der Schwelle desselben erschienen im Auftrage des Grafen Haugwitz, ihres früheren Bewunderers, der Oberst von Zastrow und der Major von Kleist, um sie und ihre gewöhnliche Umgebung im Namen des Thronfolgers zu verhaften. Zugleich wurden ihre sämmtlichen Papiere mit Beschlag belegt, sowie alle Geschenke und Andenken des verstorbenen Monarchen von ihr zurückgefordert. Zur selben Stunde warf sich der General von Bischofswerder auf sein Pferd und sprengte in Begleitung einiger Husaren im Galopp nach Berlin, um der Erste zu sein, der den neuen König begrüßte; wofür er den längst ersehnten Stern des schwarzen Adlerorderns zum Lohn erhielt.

Friedrich Wilhelm der Dritte bestieg den Thron an der Seite der unvergeßlichen Luise.

Wohl schwankte ich jetzt einen Augenblick und bereute es, meinen Abschied gefordert zu haben, als das neue Königspaar mich unter dem Schwarm der Glückwünschenden durch ihre Huld und Gnade auszeichnete. Wie ich den biedern, gerechten Herrn und neben ihm die schöne, mit allen Reizen der Welt be-

gnadigte Frau erblickte, glaubte auch ich, daß die gehoffte bessere Zeit gekommen und eine neue Epoche für Preußen begonnen habe. Ich las jenen Brief, den der junge Fürst an den General von Köckeritz richtete, worin er den älteren Freund um seinen Beistand bat, ihn in der Erfüllung seiner schweren Regentenpflichten durch offene, furchtlose Wahrheit zu unterstützen, weil, wie die eigenen Worte des Königs lauteten, Niemand sich mehr in der Beurtheilung der Menschen irrt, als ein Fürst. Ich hörte selbst ähnliche Aeußerungen gegen mich aus dem Munde des hohen Herrn; ich bewunderte seine Ermahnungen, die er den Beamten wegen ihrer Unzuverlässigkeit, Nachlässigkeit und Bestechlichkeit ertheilte; ich war Zeuge vieler hochherzigen Reden und Handlungen des Königs; ich freute mich, daß er bald die Bischofswerder's und Wöllner's durchschaute und später aus seiner Nähe verbannte, daß er, innerlich fromm, dem heuchlerischen Unwesen der Pietisten und Rosenkreuzer ein Ende machte. Wohl regte sich in mir der Wunsch, einem solchen Herrn zu dienen, aber meine Braut erwartete mich und ich hatte ihrem Vater das Versprechen gegeben, mich vom Hofe zurückzuziehn und von nun an auf dem Lande zu leben.

Von dem königlichen Schlosse eilte ich zu der ärmlichen Wohnung des ehrlichen Schusters, um ihm eben-

falls mein Lebewohl zu sagen. Er wußte um mein Vorhaben, das er vollkommen billigte.

„Noch ist", sagte er, als ich ihm den eben empfangenen Eindruck mittheilte, „die rechte Zeit nicht gekommen, sie kann auch nicht einseitig von dem König, und wäre er auch der beste Herrscher auf der ganzen Erde, ausgehn. Fürst und Volk müssen von gleicher Begeisterung für das Gute und Edle entflammt sein. Solches kommt aber nur vielleicht im Jahrhundert einmal und unter außerordentlichen Bedingungen vor, wie im Augenblicke der Gefahr oder der Noth auch der gewöhnliche Mensch wunderbarer Thaten fähig ist und einen ungeahnten Aufschwung nimmt. Ich zweifle nicht daran, daß auch für Preußen ein solcher Tag kommen wird, aber vorläufig ist noch nicht daran zu denken, so lange der alte Sauerteig nicht beseitigt ist. Man soll nicht frischen Most in alte Schläuche füllen, die neue Zeit verlangt auch neue Menschen und diese bringt erst der rechte Augenblick hervor. Vierzig Jahre führte Moses die Israeliten in der Wüste, bis das alte Geschlecht ausstarb; erst die neue Generation durfte das gelobte Land erblicken."

Ich konnte dem ehrlichen Meister nicht Unrecht geben, indem ich eben so wie er überzeugt war, daß auch die jetzige Umgebung des neuen Königs ihrer Aufgabe nicht gewachsen war; so lange solche Leute,

wie Haugwitz, Luchesini und ähnliche charakterlose Diplomaten an der Spitze des Staates standen, war kein Heil zu erwarten. Wohl war mir der edle Sinn des Thronfolgers bekannt, aber auch das Mißtrauen in seine eigene Kraft, eine Folge seiner Erziehung. Erst in den Tagen der Prüfung lernte er sich selber und sein Volk kennen, berief er jene bedeutenden und genialen Staatsmänner, wie Stein und Hardenberg, in seine Nähe, welche Preußen aus der tiefsten Versunkenheit retteten und zu einem nie geahnten Glanz erhoben.

Die letzte Unterredung mit dem verständigen Schuster befestigte mich nur in meinem Entschlusse. Von Neuem gab er mir Gelegenheit, seine gesunden Ansichten und vor Allem sein treues Herz zu erkennen. Als ich von ihm Abschied nahm, glaubte ich, indem ich seine Hand zum letzten Male drückte und in sein ehrliches Auge schaute, das preußische Volk in seiner zukünftigen Entwickelung zu erblicken: klar und verständig, Feind des Aberglaubens und der Intrigue, seines inneren Werthes und seiner politischen Bedeutung vollkommen bewußt. Mit Vergnügen hörte ich noch von ihm, daß auch der wackere „Zopfschulz" von dem jungen König eine Genugthuung für seine unter der vorigen Regierung erlittenen Verfolgungen bekommen. Sein Proceß wurde revidirt; er von dem ihm zur Last gelegten Vergehen freigesprochen und zur Entschädigung

mit einer einträglichen Stelle beim Steueramt bedacht, da er auf sein Amt als Prediger verzichtet hatte. Zugleich hatte der König den Versuch Wöllner's, seinem verrufenen Religionsedicte wieder die frühere Geltung zu verschaffen, durch eine besondere Cabinetsordre zurückgewiesen.

In dem betreffenden Dokumente hieß es unter Anderm: „Zu seiner Zeit war kein Religions-Edict im Lande, aber gewiß mehr **Religion** und weniger **Heuchelei** als jetzt, und das geistliche Amt stand bei In- und Ausländern in der größten Achtung. Ich selbst ehre die Religion, folge gern ihren beglückenden Vorschriften und möchte um Vieles nicht über ein Volk herrschen, welches keine Religion hätte. Aber ich weiß auch, daß sie Sache des Herzens, des Gefühls und der Ueberzeugung sein und bleiben muß und nicht durch methodischen Zwang zu einem gedankenlosen Plapperwerk herabgewürdigt werden darf, wenn sie Tugend und Rechtschaffenheit befördern soll. **Vernunft** und **Philosophie** müssen ihre unzertrennlichen Gefährten sein, dann wird sie durch sich selbst bestehn, ohne die Autorität derer zu bedürfen, die es sich anmaßen wollen, ihre Lehrsätze künftigen Jahrhunderten aufzudrängen

und den Nachkommen vorzuschreiben, wie sie zu jeder Zeit und in jedem Verhältnisse über Gegenstände, die den wichtigsten Einfluß auf ihre Wohlfahrt haben, denken sollen. Wenn Ihr bei Leitung Eueres Departements nach **ächt lutherischen Grundsätzen** verfahrt, welche so ganz und gar dem Geiste und der Lehre des Stifters unserer Religion angemessen sind, ohne Euch an dogmatische Subtilitäten zu hängen, so werdet Ihr es bald selbst einsehn lernen, daß weder Zwangsgesetze, noch deren Erneuerung nöthig sind, um wahre Religion im Lande aufrecht zu erhalten und ihren wohlthätigen Einfluß auf das Glück und die Moralität aller Volksklassen zu verbreiten. Ich habe Euch diese meine Meinung nicht vorenthalten wollen. —"

Bei dem ehrlichen Schuster fand ich eine Abschrift dieses denkwürdigen Erlasses, der die Gewissensfreiheit mit deutlichen Worten aussprach und verbürgte, unter Rahmen und Glas sorgfältig aufgehängt, so daß er jedem Gast sofort in die Augen fallen mußte.

„Das ist Preußens magna charta", sagte er, mit Stolz darauf hindeutend.

In Folge dieser königlichen Cabinetsordre sah sich Wöllner genöthigt, seinen Abschied zu nehmen, der

ihm auch ohne Weiteres bewilligt wurde. Der schlauere Bischofswerder hatte ebenfalls das Wehen eines besseren Geistes erkannt und sich bei Zeiten mit seiner Pension zurückgezogen. Ihre Gehülfen, die Oberconsistorialräthe Hermes und Hiller wurden gleichfalls entlassen und mit ihnen die pietistische Partei am Hofe entschieden beseitigt. Leider fehlte dem jungen Könige noch die nöthige Energie, auch in der Politik eine eben so kräftige Richtung einzuschlagen. Haugwitz, Luchesini und Lombard blieben nach wie vor zum Unglück Preußens die Leiter der äußeren Angelegenheiten.

Aus diesen Gründen fiel es mir nicht schwer, Berlin zu verlassen. In Begleitung meines Vaters und meiner Schwester reiste ich auf die Güter des Barons, wo mich meine Braut mit Sehnsucht erwartete. In ihren Armen lernte ich das Glück einer tugendhaften Liebe kennen, als sie nach beendigter Prüfungszeit mir ihre Hand reichte. Gemeinsam mit meinem Schwiegervater und bestem Freunde widmete ich mich ausschließlich der Landwirthschaft, ohne darum die höheren Interessen des Lebens zu vernachlässigen. In seinem Umgange befestigte ich mich immermehr in den Grundsätzen einer gesunden Moral und erwarb mir die Achtung meiner Standesgenossen und aller Nachbarn. Er flößte mir die Liebe zum Vaterlande und zu dem deutschen Volke ein, dessen Vertrauen ich mir zu erwerben wußte.

Gemeinsam durchlebten wir eine schwere Zeit, als Preußens Stern nach der Schlacht bei Jena unterzugehn drohte; gemeinsam nahmen wir an seiner Erhebung Theil. Mit Stein und Hardenberg innig befreundet, war der Baron einer der Ersten, der die Nothwendigkeit einer völligen Umgestaltung des Staates einsah und nach Kräften beförderte. Selbst durch seine körperliche Schwäche verhindert, dem großen Werke mit allen seinen Kräften zu dienen, drang er darauf, daß ich wenigstens von Neuem in den Staatsdienst treten sollte, nachdem mit Haugwitz und seinem Anhange das alte System beseitigt war. So wurde ich aus eigenem Antriebe wie durch seine Vermittelung ein thätiger Mitarbeiter an der Wiedergeburt Preußens und der neuen Zeit, welche endlich eingetreten war.

Unter den schwierigsten Verhältnissen bewährte sich der hohe Sinn des Königs, die Treue des Volkes; Beide waren einander würdig in der Stunde der Gefahr. Als der Augenblick der Befreiung schlug, als der Tag der Erndte kam, wo die von Stein, Hardenberg, Scharnhorst und den tüchtigen Männern, zu denen auch ich mich als den geringsten zählen durfte, ausgestreute Saat aufging und ihre Früchte trug, da gedachte ich der Worte des ehrlichen Schusters, der seit Jahren bereits unter dem grünen Rasen schlief.

Der Repräsentant des preußischen Volkes hatte

wahr gesprochen. Ihm zu Ehren nannte ich den mir in jener Zeit geborenen Sohn Thomas.

Wohl sah ich nach dem Siege, daß nicht alle meine Wünsche und Hoffnungen sogleich in Erfüllung gingen, daß die alten Geister der Verfinsterung unter neuer Gestalt und Form sich zeigten, daß nur unter anderen Namen der Kampf zwischen Rosenkreuzern und Illuminaten wieder entbrannte, aber zugleich lebte in mir die feste Ueberzeugung, daß Licht und Wahrheit stets über Nacht und Lüge siegen müssen, daß die Vorsehung, deren Walten ich in meinem eigenen Leben demuthsvoll verehrte, den Einzelnen wie ein ganzes Volk oft auf Umwegen und durch manche Prüfungen sicher zum Ziele führt, wenn die eigene Kraft sich mit dem wahren Gottvertrauen verbindet.

In diesem Sinne war und blieb ich ein Freimaurer der großen Loge „zur Menschheit", wo ich mit vielen Gleichgesinnten, ob Brüder, ob Laien, bis an mein seliges Ende zu wirken und zu arbeiten gedenke. —

Ende des vierten Bandes.

Druck von C. Gu… & Co. in Berlin, Lindenstr. 81.

Inhalt
des vierten Bandes.

Ring, Max, 1817-1901

Rosenkreuzer und Illuminaten historischer Roman aus dem 18. Jahrhundert

Bd.: 4. Theil

Berlin 1861